Fata Morgana.

Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke

von

Hermann Meynert.

Erster Band.

Leipzig:
C. P. Melzer.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die Hexe und ihre Tochter. (Erzählung.) . . . 1

Der Brief mit drei Siegeln. (Aus der Schreibtafel eines Seemannes.) 61

Der Felsensturz. (Erzählung nach einer wahren Begebenheit.) 106

Gift und Gegengift. 138

Folgen einer Boule-Partie. 180

Der Pirat und der Steuermann. 239

Die Hexe und ihre Tochter.

1.

Im Gerichtssaale des Rathhauses zu Meißen ging der neuerwählte Bürgermeister, Herr Emerentius Lindner, ein kleines zierliches Männchen, dessen mageres Gesicht in einer ungeheuren Halskrause ertrank, heftig auf und nieder. Er war seines Gewerbes ein Schneidermeister, stand in seiner Vaterstadt im Rufe großer Klugheit, die man freilich von anderen Seiten her wiederum stark bestritt, und zeigte sich in allen wichtigen öffentlichen und städtischen Angelegenheiten als ein kecker Rabulist. Mit Schneiderfertigkeit nähte er sich allerhand bunte Sophismen zusammen, vermaß sich mit seinen nadelspitzen Ideen tief in die geheimsten Falten der Politik zu dringen und brachte nach und nach durch mancherlei Charlatanerien, die nach Patriotismus aussahen, die löbliche Bürgerschaft des Städtchens dergestalt

auf seine Seite, daß er im Mai des Jahres 156* durch Stimmenmehrheit zum Bürgermeister erwählt wurde. Seitdem war es sein stolzes Bemühen, sich in seiner Würde gravitätisch festzusetzen. Mit allen Nebenbehörden kam er in Collisionen, wurde natürlich bisweilen tüchtig abgetrumpft, erhob aber — der Streit mochte ablaufen, wie er immer wollte — jederzeit ein sehr lautes Siegesgeschrei, so daß die für ihn eingenommenen Bürger ihn in stetem Vortheile glaubten.

Heute hatte Herr Emerentius starken Aerger gehabt; denn der Rathsdiener Wedel, welcher mit devoter Miene an der Thür stand, hatte ihm die Nachricht gebracht, daß das Schulamt, mit welchem der Rath in häufigen Zerwürfnissen lebte, sich wieder einmal angebliche Eingriffe in die Gerechtsame des Rathes erlaubt habe. Das machte den hochmüthigen Emerentius über die Maßen böse; seine kleine Gestalt schoß mit koboldartiger Schnellkraft durch den Gerichtssaal. „Also wieder ein Aerger, den mir der Schulamtmann anzettelt!" schrie er erbos't! „O, ich merke Alles; meinem Blicke entgeht Nichts! Der impertinente Mensch will mir wieder eine verwendete

Naht vormachen. Aber ich will dem Kerl das Maaß garstig nehmen. Ich durchsteche, ich zerschneide alle seine Anschläge; ich will ihn zusammenbügeln, daß er an mich denken soll!" Er ergoß seinen Zorn in so furchtbaren Schneider-Metaphern, daß er, die Gegenwart des Rathsdieners erwägend, plötzlich selbst darüber erschrack, sich auf den Mund schlug und dann seitwärts auf Wedel schielte, ob dieser nicht vielleicht eine zweideutige Miene über diese Art von Bildersprache verrathe. Allein der ehrliche Wedel war nicht der Mann zu sarkastischen Bemerkungen. Die Natur hatte seinen Hirnkasten dreifach plombirt, und ehe sein dicker Kopf einen Gedanken hinein- oder herauspassiren ließ, mußten außerordentliche Dinge vorfallen. Der Bürgermeister war durch Wedel's stumpfes und trocknes Gesicht wieder beruhigt. — „Ich weiß" — fuhr er etwas gelassener fort — „aus welchem Grunde sich manche Leute berechtigt glauben, mir den gebührlichen Respect vorzuenthalten. Es hat mir bisher an Gelegenheit gefehlt, meine Richterweisheit in ihrem wahren Glanze zu entfalten, und seit ich dieses erhabene Amt bekleide, ist nichts vor meinen Richterstuhl gelangt, als alltägliche

Pupillensachen, Schuldklagen und trockne Baustreitigkeiten zwischen Stadt- und Dorfgemeinden. Ein Minos würde bei solchem nichtsbedeutenden Krame an Renommée verlieren. O wollte der Himmel doch nur einmal mir einen tüchtigen Proceß zur Entscheidung zuführen! Am liebsten etwas Criminelles; das macht größeres Geschrei. Käme nur einmal eine recht verwickelte Mordgeschichte, etwas Rebellion, ein Hexenproceß — — ja ein Hexenproceß, der wäre am allerbesten; da könnte sich Unsereiner in seinem Glanze zeigen! — Kerl!" setzte er hinzu und packte den wie im ersten Schlafe zusammenfahrenden Wedel stürmisch an der Brust — „wenn Du mir zu einer Hexe verhelfen kannst, zu einer tüchtigen Hexe, so soll die Welt meine Weisheit, Du meine Freigebigkeit bestaunen."

„Eine Hexe?" entgegnete Wedel, durch das Schütteln aus seiner Apathie erwachend. „Ei, da haben wir ja ein charmantes Exemplar vor dem Brückenthore, just auf Rathsgebiete. Haben Euer Gestrengen denn noch nicht von der alten Barbara Ullmann gehört?"

Der Bürgermeister fuhr, freudig erschrocken, zusammen. „Du hast Recht, Wedel! Die Ull-

mann ist eine Hexe. Man soll sie verhaften, ohne Weiteres!"

„Aber, Euer Gestrengen, es fehlt an Beweisen."

„Beweise?" zürnte der Bürgermeister. „Dummer Kerl! Ich bin, Gott sei Dank, ein Richter, der keine Beweise nöthig hat. Hörst Du, Du verhaftest mir die Ullmann!"

„Aber, Euer Gestrengen, die Ullmann ist schon unter Dero Vorgänger ein Mal förmlich freigesprochen worden. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Es hatten einige Personen in der Dunkelheit aus dem Dachfenster der Ullmann einen großen schwarzen Kopf mit Hörnern herausgucken sehen." — —

„Nun, und man hat sie nicht auf der Stelle verbrannt?" fiel Herr Emerentius ein.

„Es war nahe daran, Euer Gestrengen, und wäre auch zuverlässig geschehen, wenn sich nicht mittlerweile ergeben hätte, daß die ganze Erscheinung nichts weiter als eine schwarze Schürze gewesen, die man im Finstern für einen schwarzen Kopf, und die beiden Bänder, an denen sie aufgehangen, für ein paar Hörner angesehen hatte."

Der weise Bürgermeister schwieg etwas verlegen. Dann räusperte er sich. „Firlefanz!" sagte

er. „Mir hätten sie so was nicht weismachen sollen. Eine schwarze Schürze kann nachher Jeder hinhängen, wenn sein höllischer Bundesgenosse so unvorsichtig gewesen ist, an's Fenster zu treten und sich vor den Leuten sehen zu lassen. Mein Vorgänger hat einen dummen Streich begangen, die Ullmann nicht verbrennen zu lassen, und ich werde wohl seine Lässigkeit gut machen müssen. — Jetzt aber, Rathsdiener, öffn' er mir die Flügelthüren, ich will nach Hause gehen, denn mich erwartet die Suppe und ein Tuchhändler aus der Lausitz, mit welchem ich Rechnung abzuschließen habe."

Wedel riß lärmend beide Flügelthüren auf, und die kleine Figur des Bürgermeisters stolzirte gravitätisch hinaus.

2.

Auf dem Afraberge zu Meißen, in einem hohen gothischen Gebäude, lebte Herr Hans von Schleiniz, der Abkömmling eines alten edlen Geschlechtes, deren dort so viele durch ihre slavischen Namen an den einst daselbst gebietenden Volksstamme der Serben erinnern. Sein Sohn Bernhard war der schönste Jüngling in der

weiten Umgegend. Die edle Gestalt, das ernst-milde Gesicht und die Fülle blonder Locken, welche auf seinen Nacken niederfiel, wirkten in der ausdruckreichsten Uebereinstimmung zusammen, und hatten ihm den allgemeinen Beinamen: „Schönschleiniz," erworben, der sich noch bis heute im Munde des Volkes forterhalten hat. Doch der fromme, jeder Eitelkeit fremde Jüngling, der bei lebhaftem Sinne doch eine Hinneigung zur Schwermuth verrieth, war mit diesem Beinamen wenig einverstanden, und mochte denselben nur ungern hören. „Was ist Schönheit?" sagte er oft: „Oeffnet, wenn ich gestorben, in zehn Jahren mein Grab und berichtet dann der Welt, in welchem Zustande Schönschleiniz angetroffen worden." — Bernhard hatte sein vier und zwanzigstes Jahr zurückgelegt, und wenn die Welt seine Schönheit pries, so priesen die, welche ihn näher kannten, höher noch sein edles Herz und seinen klaren, frommen Sinn. Seit einiger Zeit sah man ihn stiller und niedergeschlagener, als sonst. Sein Vater, ein rauher, aber biederer Mann, ward darauf aufmerksam und besorgt darüber, konnte jedoch, da er in den Sohn nicht dringen wollte, den Grund dieser Veränderung nicht erfahren.

Es war ein dunkler Herbstabend. Die Albrechtsburg mit ihren Thürmen und der daran grenzende fast tausendjährige Dom mit dem sogenannten höckerigen Thurme — einem Baustücke von wunderlich durchbrochener Arbeit, die einem steinernen Spitzengewebe nicht unähnlich sieht — ragten in schroffen, unsicheren Umrissen in das dunkle Firmament hinauf. Im nahen Triebischthale, das damals noch nicht, wie jetzt, von Gärten und Häusern belebt, sondern einsam und verödet war, ging Bernhard sinnend umher. Er mußte seinen Mantel mehrmals von dem Gestrippe losreißen, das denselben zudringlich faßte, und die rauschende Triebisch war an mehreren Stellen ausgetreten und hatte den Boden sumpfig gemacht, so daß der Gehende häufig seinen Fuß zurückziehen und Umwege machen mußte. Ungeachtet dieser durch Anbau und Bevölkerung damals noch nicht verscheuchten Rauhheit, hatte doch die Natur hier ihre reichsten Farben verschwenderisch ausgestreut, und nicht mit Unrecht hatte ein großer Kaiser*) den Ausspruch gethan, daß diese Gegend der schönsten italienischen gleichzustellen sei. — Bernhard's Nachdenken löste

*) Karl V.

sich, nachdem er einige Zeit das Triebischthal nach mehreren Seiten durchwandert hatte, mehr und mehr in äußere Aufmerksamkeit, ja endlich in sichtbare Ungeduld auf. Er horchte auf jedes Geräusch und stieß heftig den Degen gegen den feuchten Boden, so oft seine Erwartung ihn betrogen. Endlich näherten sich Schritte; Bernhard ging behutsam dem Schalle entgegen, bog das Gesträuch auseinander, und nach wenigen Augenblicken lag eine weibliche Gestalt in seinen Armen, die er mit Inbrunst an sich drückte.

„Und so spät kommst Du, meine süße Klara?“ sagte er mit zärtlichem Vorwurfe und schlug seinen Mantel um ihre Schultern, um sie gegen den naßkalten Herbstwind zu schützen.

„Zürne nicht, lieber Bernhard!“ entgegnete sie, „Du weißt, wie ich bei meiner Mutter die Zeit wahrnehmen muß. Sie ist seit einiger Zeit doppelt böser Laune und in sich verschlossen. Wüßte sie mich hier, es würde mir übel ergehen.“

„Glaubst Du das wirklich?“ fragte Bernhard mit einer Bestürzung, die mit der leichten Angst des Mädchens in keinem Verhältniß stand.

„Gewiß, mein Bernhard! Ach, Du kennst

den finstern feindseligen Sinn meiner Mutter noch nicht!"

„Man murmelt so Manches darüber," sprach Bernhard dumpf. „Still davon. Aber sage mir, Klara, fürchtest Du nicht, daß Deine Mutter Dein Geheimniß schnell durchschauen, daß ihr Deine Liebe und unsere Zusammenkünfte nur zu bald bekannt sein werden, wenn dies nicht vielleicht schon jetzt der Fall ist?"

„Wie sollte das so leicht geschehen können?" sagte Klara unbefangen. „In dieser wüsten Gegend kann unmöglich ein Lauscher uns nachstellen."

„Ich meinte aber" — wendete Bernhard unüberlegt ein — „daß Deiner Mutter überhaupt nichts verborgen bleiben könne, daß ihr seltsame, ja, wie die Welt behauptet, unheimliche Mittel zu Gebote stehen, sich in Kenntniß geheimer Dinge zu setzen."

Er brach verlegen ab, doch Klara hatte seine vorschnelle Andeutung nur zu gut verstanden, und mit einem Anflug von Stolz und Unwillen ließ sie des Geliebten Hand los und trat einen Schritt zurück. „Pfui, Bernhard!" sagte sie sehr ernst, „kannst auch Du die boshafte und thörichte Meinung der Welt theilen, die meine Mutter zur

bösen Zauberin lügt? O, es ist ein häßliches, unseliges Wort; der zeitliche und der ewige Tod hängen sich an diesen Schall! Aber Dich!, Bernhard, hätte ich von dieser unbarmherzigen Meinung frei geglaubt."

Bernhard ergriff schweigend und mit dem Ausdrucke der Reue Klara's Hand wieder, die sie ihm entzogen, und preßte sie an sein Herz. Etwas milder gestimmt, fuhr sie mit der Beredsamkeit des Unwillens fort: „Nein, das verdient meine Mutter nicht, wahrhaftig nicht. Sie ist hart und lieblos, denn die Welt war nicht anders gegen sie. Sie ist noch von ihrem Vater her im Besitze mancher wunderbaren Kenntnisse, die sie der Welt feindselig vorenthält, aber gleichwohl immer bereit, sie zu heilsamen Zwecken anzuwenden. Ihr Herz kocht Haß und ihre Hände verbreiten Segen. Wollt ihr der Unglücklichen wehren, Böses von der Welt zu denken, die arg und erbarmungslos mit ihr verfahren? Wollt ihr — —"

„Still, still! meine Klara!" fiel Bernhard ihr beschämt in's Wort. „Verzeihe meine kindische Rede. Deine Mutter ist eine Unglückliche, und die Welt hängt an den Begriff des Unglücks so

gern den des Bösen. Der allgemeine Wahnsinn zieht leicht auch den Ruhigen an. Du siehst mich beschämt. Laß uns davon schweigen und lieber auf Mittel denken, welche zu Sicherheit und zu unserer Vereinigung führen."

Klara blickte tiefsinnig zur Erde, und auch Bernhard schwebte mit dem Gedanken an eine Vereinigung zugleich deren volle Unmöglichkeit vor Augen. Es wurde mancher Plan gefaßt und als unzweckmäßig verworfen, und der gewöhnliche Endbeschluß junger Liebenden, das Wichtigste von der Zeit zu erwarten, behauptete auch hier sein Recht. Versöhnt schieden sie.

3.

Im Hause des Hans von Schleinitz fielen unterdessen seltsame Berathungen vor. Der alte Ritter hatte sich gegen seinen Castellan, der sein Vertrauen besaß, über das veränderte Benehmen seines Sohnes ausgesprochen, und der Castellan, ein mit allen Thorheiten seiner Zeit überreich ausgestatteter Mann, behauptete geradezu: es müsse — nach dem Sprachgebrauche des Aberglaubens — dem Jünglinge von Jemand etwas angethan worden

sein. Der Ritter war solchen Meinungen ziemlich zugänglich. Er ließ sich sogleich ein Verzeichniß aller der Hexerei verdächtigen Personen der Umgegend vorlegen, und auf diesem stand der Name der alten Barbara Ullmann obenan. Der Ritter schwur, die Sache müsse um jeden Preis an den Tag kommen, und das Meißner Land sei noch genug mit Holz gesegnet, um einen Scheiterhaufen für derlei zauberisches Gesindel aufzubauen. An die weit näher liegenden und natürlicheren Gründe der innern und äußeren Veränderung Bernhard's dachte man vor der Hand nicht; wie denn jede Ursache lieber aus der Ferne, als aus der Nähe herbeigeholt zu werden pflegt. — Während der alte Ritter noch seinen vollen leidenschaftlichen Ergüssen hingegeben war, kehrte Bernhard von seinem geheimen Wege zurück und trat in das Zimmer des Vaters. Dieser sah ihn durchdringend an, so daß Bernhard in einige Verlegenheit gerieth, welche sich mehrte, als der Vater mit heftigem Tone, in welchem Mitleid und Abscheu sich um die Herrschaft stritten, ohne Weiteres ihm zuherrschte: „Junge, ich kenne Dein Uebel; Du bist verhext!"

Bernhard schwieg im Innersten betroffen,

aber er fand seinen Muth einigermaßen wieder, als des Vaters Stimme und Miene plötzlich mild, ja traurig wurden, und derselbe hinzusetzte: „Wahrhaftig, armer Junge, Du bist behext; denn ich wüßte mir sonst nicht zu erklären, was Deinen Frohsinn und sogar die Frische Deiner Wangen so schnell abgestreift haben sollte. Dein trauriges Schweigen scheint zu bekennen, daß Du selbst etwas Aehnliches ahnest. Setze Dich zu mir, mein Sohn. Ich bin tief betrübt über Dein Unglück. Mein Leben, mein Alles möchte ich daran setzen, Dir zu helfen. Sage mir, hast Du nicht auf irgendwen Verdacht? Sinne nach, vielleicht wäre Dein Zustand zu bessern."

Bernhard sann wirklich nach, aber über etwas Anderes, als der Vater vermuthete. Des Letzteren liebevolle Theilnahme hatte in ihm einen Entschluß reifen lassen, dessen Ausführung ihm eben in diesem Augenblicke an der Zeit schien. Er sprang mit einer sonst nicht an ihm gewohnten Lebhaftigkeit auf, fiel seinem Vater um den Hals und sagte: „Glaubt Ihr wirklich, mein theurer Vater, daß mir geholfen werden könne? O, nur von Euch hängt es ab, diese Hoffnung wahr zu machen — ich liebe!"

Der Ritter fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, aus Verwunderung über sich selbst, daß er eher auf einen Verdacht der Hexerei, als auf diesen so natürlichen Gedanken gekommen sei, und war, wie man sah, durch dieses Geständniß des Sohnes mehr beruhigt, als überrascht. „Und so spät kommt mein Bernhard zu seinem Vater?" mahnte er mit gelindem Vorwurfe. „Hast Du Dich je zu beklagen gehabt, daß ich billige Wünsche Dir zu versagen pflegte? Mein Sohn wird nicht unter seiner Würde lieben" — setzte er mit einigem Nachdrucke hinzu — „und so kann ich mich jener Entdeckung nur freuen."

„O nicht unter meiner Würde ist diese Liebe!" rief Bernhard feurig. „Meine Klara ist das edelste, tugendhafteste Mädchen, die schönste Blume des Meißnerlandes!"

„Klara?" wiederholte der Ritter nachsinnend. „Ist mir doch unter den Töchtern der benachbarten Edeln keine dieses Namens bekannt. Sage mir, Bernhard, welchem Geschlechte gehört sie an?"

Bernhard's Gesicht überzog ein dunkler Purpur. „Ihr würdet ihr Geschlecht in den Wappenbüchern vergeblich suchen, mein Vater,"

erwiederte er ziemlich gefaßt. „Aber ihr Name ist mit unverlöschbaren Zügen in das Herz Eures Sohnes eingeschrieben; glaubt Ihr nicht, daß diese Stelle — er deutete auf sein Herz — einen Namen adeln könne?“

„Junge!“ sagte der Ritter ausweichend, „laß' mich mit den Sophismen der Verliebten aus dem Spiele. Darauf verstehen auch nur Verliebte zu antworten. Im wirklichen Leben reichst Du mit dieser Art Beredsamkeit nicht aus. Nur frei heraus mit der Sprache. Deine Auserwählte ist, wie es den Anschein hat, von dunkler Herkunft. Ist ihr keine Schande, so lange sie brav in ihrem angewiesenen Kreise bleibt. Allein von meinem Sohne erwarte ich diejenigen Rücksichten, welche Verhältnisse gebieten, die nicht ich, noch Du schufen, und die wir Beide auch nicht stürzen werden.“

„Ich hoffte meinen Vater milder gestimmt zu finden,“ entgegnete Bernhard etwas erregt. „Auch Ihr habt als Jüngling Euer Herz an ein Mädchen von dunkler Herkunft verschenkt. Denkt an Sidonia Wallner, die schöne Apothekerstochter zu Großenhain!“

Der Ritter richtete sich höher auf. „Ich denke

darauf, mein Sohn," sprach er mit herabgezogenen Brauen. „Ich liebte Sidonia mit der vollen Glut der jungen Seele, und sie theilte, von meinen Treueschwüren verleitet, meine Liebe. Doch der Zweck des Lebens, die Pflichten der Geburt und des Standes galten mir schon damals höher, als meine Leidenschaft. Mein Vater rief mir ernst meine Pflicht in's Gedächtniß. Ich litt unendlich, doch mein Entschluß war gefaßt. Ich eröffnete Sidonien, daß wir uns trennen müßten. Das düstere, seltsame Mädchen antwortete nur ungenügend darauf; allein sie selbst kam meinem Entschlusse zuvor und war schon am Tage nach jener Eröffnung spurlos verschwunden. Jetzt erst fühlte ich die Größe meines Fehlers. Vergebens waren alle meine Nachforschungen und umsonst bemühte ich mich, auf andere Weise Sidonien zu vergüten, was ich an ihrem Herzen verbrochen. Nur mein redlicher Wille, diese Schuld, soweit die Verhältnisse es gestatten würden, zu tilgen, stellte sich versöhnend zwischen mich und meine Reue. Von Dir, mein Sohn, fordere ich jetzt ein gleiches Opfer; es möchte kaum so schwer sein, als jenes, das ich brachte. Unser Geschlecht ist alt; es hat den

Markgrafen Meißens, den Herzogen Sachsens, wie alte Chroniken zeugen, immer mit am nächsten gestanden. Dies bedenke und zeige Dich des Namens Schleinitz werth!"

Bernhard hatte der ernsten, doch keineswegs harten Rede des Vaters mit wechselnden Gefühlen zugehört und vermochte einige Augenblicke nichts zu entgegnen. Gefaßter sprach er endlich: „Ehe Ihr einen entscheidenden Ausspruch thut, mein Vater, lernt erst das Mädchen kennen. Gewährt mir diese Bitte!"

„Und weshalb das?" wendete der Ritter ein. „Gern will ich glauben, daß sie meiner väterlichen Liebe werth sein mag. Aber ich würde unter den jetzigen Verhältnissen dem armen Dinge nur Untröstliches sagen müssen. Besser also, sie lernt weder mich, noch ich sie kennen. Wir ersparen uns dadurch Beide unnütze Verlegenheit."

„O so leset wenigstens ihr Gemüth in ihrem Briefe!" bat Bernhard dringend und zog ein zusammengefaltetes Papier aus dem Busen.

Der Ritter nahm es fast gedankenlos in die Hand, warf einen flüchtigen Blick auf die Unterschrift, sah aber sogleich sehr scharf auf die Buchstaben und las stammelnd den Namen: Klara

Ullmann. — „Ullmann!" rief er, „das ist ja der Name der Hexe vom Brückenthore, von welcher man sich so viel erzählt und die mir erst vor einer Stunde mein Castellan nannte. Ich will doch nicht hoffen, daß dieses Ungeheuer zur Familie Deiner Schönen gehört!"

Bernhard vermochte kein Wort hervorzubringen. Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesichte.

„Also Hexenverwandtschaft? Vielleicht gar die Tochter der Hexe?" rief der Ritter.

Immer heftiger zitterte Bernhard; er mußte sich an der gothisch geschnitzten Lehne des Stuhles festhalten, um nicht umzusinken.

„Höll' und Tod!" brach jetzt der Ritter in unverhaltbarem Zorne los. „Pack' Dich aus meinen Augen, wenn Du mit solchem Gesindel Umgang hegen willst." — Er zerriß den Brief in unzählige kleine Stücke und warf sie zum Fenster hinaus. Dann ging er mit heftigen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab, bis er, die Leichenblässe seines Sohnes wahrnehmend, diesen erschüttert in seine Arme schloß. „Mein armer, armer Bernhard!" sagte er bedauernd. „So war mein erster Verdacht doch nur zu gegründet!

Das verruchte Weib hat es Dir in allem Ernste angethan, hat die eigene Tochter zum Köder des schändlichen Zaubers gewählt. Aber sie soll an mich denken. Bei meiner Seele! dieser Hexenstreich soll ihr letzter gewesen sein!"

Er rief einige Diener, welche den von einem plötzlichen Starrkrampfe überwältigten Bernhard, der in diesem Augenblicke sprach- und willenlos sich jeder äußeren Leitung unterwarf, auf sein Zimmer bringen und ihm hilfreiche Hand leisten mußten.

Der Ritter aber ging nach der unteren Stadt, geradeweges nach dem Hause des Herrn Emerentius Lindner, den er, weil die Gerichtsstunde schon längst vorüber, nunmehr in seiner Werkstätte, umgeben von seinen Gesellen, fand. „Was führt mir den Besuch des gestrengen Ritters zu?" fragte er mit erkünsteltem Basse.

„Ich suche Gerechtigkeit!" erwiederte dieser.

„Die hat man bei mir noch nie vergebens gesucht," schnarrte Emerentius pathetisch und warf den Kopf um einige Linien weiter in den Nacken zurück.

„Wohl, so verlange ich die peinliche Anklage einer Hexe, die — —"

Der Ritter wollte weiter sprechen; allein ehe ihm dies möglich ward, schnellte, wie von einem plötzlichen Luftzuge aufgehoben, Herr Emerentius an seinen Hals hinauf, umfaßte in gichtischem Entzücken den Ritter mit seinen dürren Armen und drückte, seiner Gefühle nicht mächtig, einen derben Kuß auf den bärtigen Mund des Erstaunten. „Eine Hexe?“ rief er in hoher Wonne, „eine Hexe, sagt Ihr? O! eine Hexe, das ist ja eben der Phönix, nach welchem mein richterliches Herz schon seit lange schmachtete! Goldritter! sagt mir schleunig den Ort, wo ich dieses köstliche Exemplar aufsuchen kann!“

Der Ritter wußte nicht, wie er diesen Freudentaumel deuten sollte. „Herr Bürgermeister,“ sagte er stutzig, „wäret Ihr meines Wissens nicht schon verheirathet, so würde ich nach Eurem Benehmen fast glauben, Ihr wollet die Hexe zur Frau nehmen.“

Emerentius war mittlerweile wieder etwas zu sich selbst gekommen. „Mein Herr Ritter!“ sagte er und suchte wieder seine ernsthaftesten Falten zusammen, „ich hoffe, zur Befestigung meines richterlichen Ansehens, einen strengen Act der Gerechtigkeit auszuführen, und den Schrecken mei-

nes Namens durch die ganze sündige Welt zu verbreiten. — Wie heißt fragliche Hexe? Welche Beweise sind gegen sie vorhanden und wo haus't sie?"

„Ihr Name, den Ihr vielleicht schon gehört habt, ist Barbara Ullmann."

„Aha!" fiel triumphirend der Bürgermeister ein, „habe ich Dich endlich, altes Ungethüm? Mein Vorgänger hat Dich einfältiger Weise einmal entwischen lassen; jetzt aber komm und beuge Dich vor mir, Deinem furchtbaren Richter! — Welche Zeugnisse habt Ihr gegen die Hexe vorzubringen, Herr Ritter?"

Der Letztere stockte etwas mit der Sprache. „Zeugnisse habe ich nun wohl zur Zeit noch nicht und zu diesen sollt eben Ihr mir verhelfen," sagte er etwas unsicher, „aber starker Verdacht ist vorhanden, daß sie durch bösen Zauber meinen Sohn gezwungen hat, sich bis zur Raserei in ihre Tochter zu verlieben."

„Haha!" lachte der Bürgermeister, „als ob es gegen solches Gesindel überhaupt einen bloßen Verdacht geben könne! Verdacht gegen solch' verdächtiges Volk ist schon Beweis. Laßt mich nur machen, Herr Ritter; die Hexe ist schon so gut als verbrannt. Morgen müßt Ihr Euch an

Rathsstelle einfinden und Eure Klage vorbringen. Ich werde Euch nicht lange aufhalten; es ist nur der Form wegen. Ich eile, die Ullmann in Verhaft nehmen zu lassen. Gehabt Euch wohl, Herr Ritter! Wir sehen uns morgen wieder.“

Damit lief Herr Emerentius zur Thür hinaus. Schleinitz faßte sich sinnend an die Stirn und verließ nachdenklich die Werkstatt des Bürgermeisters.

4.

Es war später Abend. Hinter mehreren Fenstern der Vorstädte Meißens löschten schon die Lichter aus. Nur in einem etwas einsam stehenden Hause vor dem Brückenthore war es noch licht und lebendig. Drinnen saß in einer engen, geschwärzten Stube ein Weib von hohem Wuchse, männlichen Formen und Zügen, die, von feindseligem Hasse verfinstert, doch noch erkennbar genug die Spuren einstiger Schönheit trugen. Das alternde, düster-schöne Gesicht glich in seinen scharfen, aber durchstörten Lineamenten einer nächtlichen Ruine, die, unheimlich und anziehend zugleich, wildes Gestrüpp und stolze Säulentrüm-

mer in grellen Contrasten umfängt. — Von Wirthschaftsgegenständen war in dem Zimmer fast gar nichts zu sehen. Wohl aber lagen Destillirkolben, Kräutersäcke, Thierknochen und tausend andere Sachen, denen der Glaube jener Zeit medicinische oder gar übernatürliche Wirkung beimaß, bunt durch einander gestreut, und auf dem Gesimse der Wand standen Büchsen und Flaschen, deren Inhalt durch unleserliche Aufschriften oder bloße Charaktere angedeutet war. Das Weib saß mit der Ruhe langen Mißmuthes vor einem kleinen Herde, auf welchem in einem antik geformten Topfe ein wunderliches Gebräu kochte, das die ganze Stube mit einem scharfen medicinischen Geruche füllte. „Wo Klara nur bleiben mag?“ sagte das Weib zu sich selbst und rührte mit einem eisernen Löffel in der zischenden Flüssigkeit. „Sie befindet sich am wohlsten, je weiter sie von mir entfernt ist!“ — Dabei nahm die Alte den Topf vom Feuer, schaute prüfend in seinen Inhalt und setzte ihn wieder auf den Herd. Sie verfiel von Neuem in ihr unzusammenhängendes Selbstgespräch: „Alles zieht sich von mir zurück. — Hm! ich bin es gewohnt, verlassen und aufgegeben zu werden. Aber auch meine Tochter, mein einziges

Kind! Höll' und Verderben! warum auch sie? Weil ich wenig lächle, niemals liebkose? Weil die Welt mich eine Hexe nennt? Tod und Pest! was berechtigt dies mein Kind, mich zu fliehen?" — Sie sprang von ihrem Sitze auf, und die dunkle, hohe Gestalt, welche, die finsteren Züge von dem flackernden Widerscheine des Feuerherdes geschärft, mit verschränkten Armen und männlich entschiedenen Geberden in dem engen Zimmer aufgerichtet stand, hatte, wie die Druiden des germanischen Alterthums, einen Ausdruck schauerlicher Hoheit. — „Ich will sie aus meinem Herzen reißen," murmelte sie zornig, „will auch sie hassen lernen, wie ich Alles hasse, weil Nichts mich liebt!" Sie schlug die Hände vor die Stirn, seufzte tief, während ein seltsamer Krampf um ihre Lippen zuckte, und wimmerte: „Aber es ist ja doch mein Kind, mein einziges Kind!"

Jetzt pochte es an die Thür. Die Alte fuhr leicht zusammen und öffnete. Klara trat herein. — „Du läßt lange auf Dich warten," sagte die Mutter finster. Das Mädchen wollte sich entschuldigen. — „Still!" herrschte jene ihr zu, „das Vertrauen meines Kindes besaß ich nie und eine Lüge mag ich nicht hören. Also schweige!" —

Die Worte wurden von einem durchdringenden, fast feindseligen Blicke auf die Tochter begleitet. Beide schwiegen lange.

„Ich bin nicht berufen, glücklich zu machen," — nahm die Alte nach einer Weile wieder das Wort — „nicht geeignet, Heil zu bringen oder auch nur Unglück abzuwehren. Erwarte von mir keine Warnung, Klara! Bist Du thöricht und unbesonnen, so finde auch Deinen Lohn dafür. Ich zürne nicht Deinem Schweigen, ich würde mich Deines Vertrauens nicht freuen. Thue, was Dir gut däucht. Du bist auf einem unseligen Stamme gewachsen. Es giebt für Dich kein Glück, wenn Du weise und gut bist. Sei thöricht, so giebt es für Dich wenigstens eine Hoffnung!" —

Es pochte heftig an das Hausthor. Ueberrascht sahen die beiden Frauen einander an. „Oeffne!" sagte die Mutter zu Klara. Diese zögerte furchtsam, und noch ehe sie sich entschließen konnte, wurde die Thür von außen durch mehrere derbe Fußtritte eingestoßen, und Wedel, an der Spitze des ganzen Rathswächtercorps, kam, mit einer mächtigen Hellebarde bewaffnet, in die Stube gerannt, wich aber, als das Weib ihr furchtbares Auge auf ihn richtete, unwillkür-

lich einige Schritte zurück. „Was wollt Ihr?“ fragte sie stolz.

Wedel brüllte, um seine eigene Furcht zu übertäuben, so laut er konnte: „Ergieb Dich, Hexe! Wir sind abgesendet von dem gestrengen Herrn Bürgermeister Emerentius Lindner.“

„So?“ entgegnete die Alte mit finsterem Spotte. „Was fällt Herrn Emerentius Lindner ein, daß er sich noch so spät um mich kümmert?“

„Keine Weitläufigkeiten, Hexe!“ schrie Wedel noch lauter. „Du bist unsere Gefangene; folge uns gutwillig, oder ich stoße zu!“ Er richtete die stumpfe Spitze seiner Hellebarde gegen die Brust des Weibes.

Klara, welche bisher, wie vom ersten Schrekken betäubt, dem Auftritte bewegungslos zugestarrt hatte, stürzte sich jetzt plötzlich mit einem grellen Schrei zwischen ihre Mutter und die Eisenspitze der Hellebarde. — „Laß mich, mein Kind!“ sagte die Alte milder als gewöhnlich und drängte die Tochter auf die Seite. Dann, zu den Männern gewendet, setzte sie hinzu: „Ich bin bereit, Euch zu folgen. Doch erst noch ein Wort!“

Ehe die Wächter es sich versahen, hatte sie einen Stab ergriffen, der in einer Ecke des Zim-

mers lehnte, und führte damit einen heftigen Schlag gegen die auf dem Gesimse stehenden Flaschen und Gefäße. Zerschmettert und klirrend fielen diese herab und ihr flüssiger Inhalt ergoß sich auf den Fußboden. Der auf dem Herde stehende Topf schlug ebenfalls um und strömte seine Flüssigkeit in die noch nicht erloschene Flamme, welche fürchterlich zischend den nassen Feind aufnahm und das Zimmer mit einem erstickenden Qualme füllte.

„Ein Hexenstreich!" stammelte Wedel, während er die Hellebarde vor Schrecken fallen ließ. „Kameraden! ich bitt' Euch um's Himmelswillen, gebt Acht, daß sie nicht im Dampfe zum Schornstein hinausfährt. Packt sie, greift zu!"

Die Alte aber stand ruhig da und sah mit einer innern Genugthuung auf die zerstreuten Scherben und die vergossenen Decocte, blickte dann auf ihre Tochter, welche ohnmächtig in einen Stuhl gesunken war, und sprach zu den Männern: „Einen von Euch ersuche ich hier bei dem Mädchen zu bleiben, den andern, nach dem Bader zu gehen, um der Ohnmächtigen Hilfe zu leisten!"

Unwillkürlich schickte man sich an, ihrer Bitte nachzukommen.

„Ihr Andern" — fuhr die Alte fort — „gelei-

tet mich nach dem Rathhause!" — Sie drückte mit einem seltsamen Ausdrucke von Zorn, überwallendem Schmerze und gefaßtem Muthe einen Kuß auf den Mund der bewußtlosen Tochter und verließ, von den Wächtern begleitet, eilenden Schrittes die Stube. —

5.

Um sich eine richtige Vorstellung von dem Nachfolgenden machen zu können, ist es nöthig, sich in die mit jener Zeit zusammenfallende innere Krisis des Gesetzwesens und der gesammten Rechtsgestalt in Deutschland, namentlich aber in den Ländern sächsischen Rechtes, zurückzudenken. Durch die Einführung des römischen Rechtes seit dem sechszehnten Jahrhundert hatte die juristische Bildung sich in eine einseitige Richtung geworfen und die bisher, bei allen Mängeln, doch der Nationalität und den volksthümlichen Verhältnissen entsprechenden deutschen Rechtsformen sich in oft übel verstandene, übler noch angewendete, mit der übrigen deutschen Verfassung und dem ganzen damaligen politischen Charakter des Reiches wenig übereinstimmende juristische Sophismen auf-

gelöst. Die alten Schöffen, welche treu den Sinn für das alte Recht bewahrt, verschwanden immer mehr; die an ihre Stelle tretenden neuen Doctoren an den fürstlichen Hoflagern und in den Gerichtshöfen, wußten von den einheimischen Verhältnissen nichts; arge historische Mißdeutungen wurden als juristische Satzungen, als gesetzliche Wahrheiten ausgeprägt. In Kursachsen, wo man jenen innern Rechtswidersprüchen damals durch die, von dem eben so gelehrten, als unglücklichen Georg Cracau ausgearbeiteten, sogenannten „Constitutiones“ zu begegnen suchte, fanden letztere großen Widerstand von Seiten der einzelnen Städte, welche trotzig auf ihre alten, kunterbunt genug abgefaßten „Willkören“ oder Statuten pochten und sich durchaus zu keiner Abänderung verstehen wollten. Nur zögernd und einzeln nahmen sie nach und nach neue Satzungen auf, und so entstand aus Vorschriften des alten „Sachsenspiegels,“ aus Bruchstücken des römischen, päpstlichen, ja selbst flämischen (durch niederländische Emigranten nach Sachsen verpflanzten) Rechtes, die sich mit den vorgefundenen Statuten jedes einzelnen Ortes auf die seltsamste Weise amalgamirten, jener unselige Mischmasch von sophisti-

schen Rechtsgewohnheiten und verschrobenen richterlichen Philosophemen, die noch jetzt aus staubigen Acten des sechszehnten Jahrhunderts den Geschichtsforscher mit sinnloser Spitzfindigkeit anstarren, ihn verwirren und erschrecken. —

Am Morgen nach den weiter oben erzählten Vorfällen hatte sich der Rath der Stadt Meißen in vollzähliger Sitzung eingefunden. Herr Emerentius Lindner, welcher den obersten Platz einnahm, sah heute noch bleicher und subtiler aus, als gewöhnlich; die Idee der wichtigen Rechtsverhandlung, welche so eben unter seiner Leitung vorgenommen werden sollte, schien seine dürre Person noch mehr vergeistet zu haben und drohte sie beinahe in Aether aufzulösen. Er hielt eine an Floskeln und Widersprüchen reiche Rede an die Versammlung und befahl hierauf den Rathswächtern, die Angeklagte herbeizuholen.

Die Alte trat ein, finster und verschlossen wie immer, übersah die Versammlung mit einem flüchtigen Blicke und harrte der Fragen, welche man ihr vorlegen würde.

„Barbara Ullmann!" nahm nach einigem Räuspern Herr Emerentius Lindner das Wort, „Du bist angeklagt der Zauberei, des Bündnisses

mit dem Bösen, der Verfertigung von Zauber- und Liebestränken und tausend anderer unheilvollen Künste und Verrichtungen! Was hast Du darauf zu entgegnen?"

„Ich habe darauf zu entgegnen" — sagte die Alte sehr unbefangen — „daß mich diese Anklage wenig in Erstaunen setzt."

„Aha! schon so gut als überführt!" raunte der Bürgermeister dem Beisitzer zu seiner Rechten zu und wendete sich dann wieder zu der Angeklagten. „Also, Du giebst jene Punkte zu?"

„Nein!" war die kurze Antwort.

„Und wunderst Dich gleichwohl nicht über die gegen Dich vorgebrachte Anklage?" fragte Emerentius, etwas aus seiner Fassung gebracht.

„Wie ich die Welt schon kenne, wundere ich mich nicht mehr über solche Dinge," fuhr die Alte fort. „Sprecht, welches Unheil habe ich angestiftet? Klagt man mich deshalb an, daß ich von meinem Vater manches seltene heilkundige Geheimniß erbte, welches ich zum Nutzen der Menschheit angewendet habe? Daß ich mit den Balsamen, die ich kochte, die Wunden der Armen heilte? Daß ich mit meinen Decocten an die Krankenbetten des aufgegebenen Elends geholt wurde und

Hilfe und Linderung brachte? Daß ich die schon verpesteten Heerden der überelbischen Bauern durch meine Salben und Latwergen heilte und die ganze Provinz dadurch vor Verarmung und Hungersnoth bewahrte? Deshalb klagt Ihr mich an, deshalb verfolgt mich die Welt? O! das Volk verdient es, Diejenigen zu Hexen zu machen, welche ihm nützen, Diejenigen zu verbrennen, welche ihm Trost und Hilfe bringen! Immer ging der Gerettete von mir mit einem Fluche gegen die Hexe, die ihn dem Tode entrissen. Der Kranke ergriff mit selbstsüchtiger Hast und innerem Ekel meine Hand, welche ihm Genesung verlieh. Verbrennt mich nun, da es das Volk so will, dem ich Wohlthaten erwies."

Die Beredtsamkeit, welche wider Willen auf die Lippen des unglücklichen Weibes trat, erregte eine seltsame Bewegung unter den versammelten Richtern, und einigen der Beisitzer entschlüpften sogar Bemerkungen zu Gunsten der Angeklagten. Wüthend darüber sprang Herr Emerentius von seinem Sitze auf. „Verruchtes Weib!" schrie er, „selbst diese erhabene Versammlung ist vor Deinem Hexenzauber nicht sicher; Du umstrickst sie mit Deinem giftigen Athem, den Du in Worte klei-

dest! Aber hoffe nicht, auch auf mich einzuwirken; ich bin gefeit gegen Deine Höllenkünste! — Warum, wenn Deine Tränke heilsam und unschuldig waren, schlugst Du bei Deiner gestrigen Verhaftung Deine Töpfe und Flaschen in Stücke?"

„Wäre Gift ihr Inhalt gewesen — erwiderte Barbara mit hämischer Zuversicht — so hätte ich sie sicher unzerbrochen gelassen und der Welt als Vermächtniß gegönnt. Aber eben weil es heilsame, Genesung bringende Tränke waren, die selbst nach meinem Untergange noch manchen Dienst hätten erweisen können, darum eilte ich sie zu vernichten."

„Thörichte Lüge!" lachte Emerentius. „Heilsame Tränke würden Dir ja zur Rechtfertigung gedient haben."

„Rechtfertigung gegen eine solche Welt?" lachte Barbara noch bitterer. „Sprechen nicht meine Wohlthaten, meine Heilungen weit lauter für mich, als es jene todten Flüssigkeiten thun könnten? Und doch bin ich hiehergestellt worden, und man wetzt schon blutdürstig an dem Schwerte, das mich richten soll?"

„Geh' zur Hölle mit Deinen Zungenfechtereien!" rief Emerentius verlegen und gehässig

zugleich. „Ich will Dir einen Zeugen stellen, vor welchem Du erblassen sollst!“

Er schellte; die Thüre des Gerichtssaales flog auf, und herein trat der Ritter Hans von Schleiniz. Bei seinem Anblicke machte Barbara eine zuckende Bewegung, starrte erbleichend einige Secunden lang auf ihn hin, zitterte heftiger und heftiger und stürzte plötzlich mit einem dumpfen Schrei zusammen. Verwundert trat der Ritter einen Schritt zurück.

„Ihr Gewissen hat sie geschlagen,“ sagte Emerentius. „Sie hat Euren Sohn verhext, darum vernichtet Eure Zeugenschaft ihren Trotz. Jetzt sehe ich schon den Scheiterhaufen brennen. Man leiste der Verbrecherin Beistand und bringe sie wieder zum Bewußtsein!“

Wedel lief nach einem Glase kalten Wassers, um die Ohnmächtige zu erwecken. Doch diese hatte mittlerweile schon die Augen wieder aufgeschlagen und starrte, wie vorher, mit medusenhaftem Ausdrucke auf den Ritter. Von einer seltsamen Ahnung ergriffen, näherte sich Letzterer der noch immer am Boden Liegenden, sah mit halb scheuem, aber geschärftem Blicke ihr ins Gesicht, und heftig bebend rief er: „Sidonia!“

„So hat sie auch ihren Ankläger schon verzaubert?“ sagte Emerentius, des Ritters plötzliche Befangenheit wahrnehmend. „Es wird Zeit, den Stab über sie zu brechen, sonst verhext sie uns noch Alle!“

Die Angeklagte hatte, von dem Ritter unterstützt, sich wieder aufgerichtet. — „Ist es Traum, oder Wahrheit, daß ich Dich hier wiederfinde?“ flüsterte der Letztere tief ergriffen ihr zu. „Und in welchem Zustande! Sidonia, sprich, trage ich die Schuld Deines Elends?“

Sidonia wollte antworten, aber ihr Blick weilte, wie festgebannt, von Neuem auf dem Gesicht des Ritters, gleich als grabe dort ihr Auge schmerzlich-selige Erinnerungen heraus. Ein Strahl der Jugend verklärte die Züge des sonst so finstern Weibes und ließ dieselben fast im vollen Lichte der einstigen Schönheit sehen.

„Laßt diese Fragen jetzt, Schleiniz!“ sagte Sidonia halblaut zu dem Ritter gewendet, so daß nur dieser ihre Worte verstehen konnte. „Nicht Ihr waret es, der ein Leben voll Jammer und Haß über mich brachte, es war mein böses Verhängniß, und Euch wählte es nur zu seinem Werkzeuge. Und jetzt geht, geht!“ —

sagte sie dringend, „ich weiß zu sterben. Nur meine Tochter Klara vergeßt nicht; meine Klara, die Tochter einer Ehe, zu der ich gezwungen wurde. Rettet sie, nehmt Euch ihrer an, seid ihr ein Vater!"

„O heilige Mächte!" rief der Ritter im bittern Selbstvorwurfe. „Deine Tochter war es, um deretwillen ich meinem Sohn zürnte, und die mich Dein Ankläger werden ließ. Vergieb, Sidonia, vergieb! Ich wurde zum zweiten Male an Dir zum Verräther. — Aber ich will Dich retten, es koste was es wolle!"

„Umsonst!" lächelte Sidonia gefaßt. „Mich wird nichts retten. Mein Schicksal mag sich erfüllen! Ich muß Verderben ernten, wo ich Liebe säete!"

„Nun, Herr Ritter!" fiel Emerentius ein, ungeduldig ob des langen Zögerns, „werdet Ihr Eure Anklage wiederholen, Eure Zeugenschaft ablegen?"

„Nimmermehr!" rief Schleiniz lebhaft. „Ihr, wie ich, haben uns von einem Possenspiele unserer Einbildung hinreißen lassen. Die Angeklagte ist unschuldig; ich verbürge mich für sie mit meinem

Ritterworte. Gebt sie frei und schämt Euch mit mir, daß wir an so tolle Geschichten glauben konnten!"

„Oho, Herr Ritter! so schnell sind wir nicht am Ziele;" erwiderte Emerentius und schüttelte den spitzigen Kopf, daß die Haare ihm um das Gesicht flogen. „Möget auch Ihr behext sein von dem Weibe und es schuldlos glauben, der Richter sieht mit anderen Augen. Jede Eurer Vertheidigungen ist eine Anklage mehr gegen die Schuldige; denn es ist kein Zweifel, sie hat auch Euch verzaubert."

Der Ritter schwieg einige Augenblicke und schien zu überlegen, dann sagte er entschlossen: „Da ich wider Erwarten die Richter so hartnäckig verblendet sehe, so muß ich hier öffentlich erklären, daß ich in der grundlos von mir Angeklagten nichts weniger als eine Zauberin erkenne, meine Anklage gegen sie zurückrufe und von hoher Achtung für die Unglückliche durchdrungen bin. Klara, ihre Tochter, nehme ich an Kindes Stelle an, noch mehr, ich gebe sie meinem Sohne zum Weibe! — Was sagt Ihr nun zu der Sache, Herr Bürgermeister?"

„Was Ihr, Herr Ritter, bereits hättet durch-

schauen können," entgegnete der Gefragte nach kurzem Besinnen, „nämlich, daß die Hexe — um Rache an Euch, der sie verlassen, zu nehmen — in die Brust Eures Sohnes eine Leidenschaft für Klara zauberte. — Verworfenes Weib! das Maaß Deiner Sünden häuft sich immer höher!"

„Und mit so elenden Verdrehungen glaubt Ihr dieses Weib verurtheilen zu dürfen?" rief der Ritter mit Abscheu, aber auch mit innerem Beben.

„Denkt, was Ihr wollt, Herr Ritter!" warf Emerentius frostig hin, „ich aber werde thun, was meines Amts ist. — Rathswächter! man führe die Barbara Ullmann nach der Folterkammer! Ich komme sogleich mit den Rathspersonen nach, um die peinliche Frage einzuleiten."

„Tod und Hölle!" schrie Schleinitz außer sich und schlug an sein Schwert. „Wagt nicht, Euer Wort wahr zu machen; ich schütze diese Frau. Beim ersten Gewaltschritte, den ihr unternehmt, reite ich aus der Stadt und rufe meine Freunde in der Umgegend zur Fehde gegen Euch auf!"

„Ihr thut wohl, Herr Ritter!" sagte Emerentius trocken, mich an mögliche Eingriffe zu mahnen. Wir werden uns vorsehen." — Er stand

von seinem Sitze auf, und, zu den Beisitzern gewendet, sprach er: „Collegen! aus der Andeutung des Ritters habt Ihr vernommen, daß die Sicherheit der Stadt, die freie Ausübung der Gerechtigkeit gefährdet werden könnte. In so außerordentlichem Falle müssen wir die alte Gerechtsame unserer Stadt in Anwendung bringen und zu außerordentlichen Maaßregeln greifen. Binnen vier und zwanzig Stunden muß die Angeklagte gerichtet und der Urtheilsspruch an ihr vollzogen sein, die Thore der Stadt aber während dieser Zeit gesperrt bleiben."

„Ihr werdet mich, den Reichsunmittelbaren, doch nicht mit Gewalt in Eure Stadt sperren wollen?" sagte der Ritter.

„Das vom Kaiser Ferdinand dem Hause Sachsen ertheilte Jus de non appellando hebt, wie Ihr, Herr Ritter, wissen werdet, jede Reichsunmittelbarkeit in hiesigen Landen auf," fiel Kaspar Schönberg, ein studirter Beisitzer, ihm ins Wort. „Uebrigens thun wir ja Euch keine unmittelbare Gewalt an, wenn wir die Stadt sperren; eine Maaßregel, welche alle Einwohner dieser Stadt ohne Ausnahme trifft, werdet ihr hoffentlich für Eure Person nicht übel deuten. —"

„Wohl gesprochen, Herr College!" bestätigte Emerentius. „Man bringe die Angeklagte nach der Folterkammer!"

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Gerichtssaales aufgerissen, und mit verstörtem Blicke stürzte Klara herein, eben noch zu rechter Zeit, um die letzten gräßlichen Worte zu vernehmen. Entsetzt sank sie in die Arme der Mutter.

„Man will Dich foltern, Mutter?" ächzte Klara.

Die Mutter antwortete nicht. Sie preßte die Tochter noch fester an sich, so fest, daß es Beide hätte schmerzen müssen, wenn anders in diesem Momente ein körperliches Gefühl sich hätte geltend machen können. Die finstere Mutter schien selbst in ihrer Zärtlichkeit grausam. — Plötzlich riß sie Klara von sich und legte sie in die Arme des Ritters, der, sprachlos vor Zorn, Angst und streitenden Gefühlen, auf sein Schwert gestützt dastand. Auf Klara deutend, sagte sie mit starker Stimme zu ihm: „Von nun an auch Dein Kind!"

Der Ritter antwortete durch einen Blick auf sie und dann zum Himmel, und schloß Klara in seine Arme.

„In die Folterkammer!“ gebot Emerentius.

„Es bedarf der peinlichen Frage nicht,“ sagte Sidonia, gegen die Richter vortretend. „Laßt den Ritter und die Jungfrau abtreten. Ich bekenne mich schuldig und aller Anklagen überwiesen. Nehmt meine Aussage zu den Acten!“

6.

Wenige Stunden nach jenem Vorgange herrschte auf dem Marktplatze zu Meißen ein reges Leben. Einige Rathszimmerleute rammten eine mächtige Holzsäule in den aufgerissenen Boden, während in einer Ecke des Platzes, von der Menge scheu gemieden, vier Freiknechte mit einem holzbeladenen Wagen harrten, um, nach bewerkstelligter Aufrichtung der Säule, sogleich das schaurige Haus des Todes daran zu lehnen. Mit einer Mischung von Neugier und Widerwillen sahen die zahlreich versammelten Leute den Scheiterhaufen errichten. Die unnatürliche Eile der Procedur, die geschlossenen, von innen bewachten Thore der Stadt — eine Maaßregel, welche an Krieg oder Aufstand erinnert — verbreiteten eine bange, gedrückte Stimmung über den ganzen

Ort. Emerentius Lindner erschien, von mehreren Rathswächtern begleitet, in Person auf dem Marktplatze, um die Voranstalten des düstern Schauspiels zu leiten und die Arbeiter zur Eile anzutreiben; denn noch am nämlichen Abende sollte, nm die Sperrung der Stadt nach Möglichkeit zu verkürzen, der Holzstoß flammen und der Elbstrom die Asche der Gerichteten aufnehmen.

„Sind alle Thore der Stadt gut gesperrt und besetzt?" fragte der Bürgermeister einen der ihm zunächststehenden Rathswächter.

„Alle, Euer Gestrengen. Kann kein Käfer herein oder hinaus passiren."

„Hat Niemand den Ritter von Schleiniz gesehen? Wie benimmt sich die Ullmann?" fragte er weiter.

Der Befragte wollte eben entgegnen, als Wedel mit etwas langem Gesichte den Kreis theilte und zu dem Bürgermeister trat. Er war sichtbar sehr hurtig gelaufen, so daß er kaum athmen konnte und, auf das Drängen des ungeduldigen Lindner, seinen Bericht mehr hustete, als eigentlich sprach. — „Euer Gestrengen!" keuchte er, „ich weiß nicht, wie ich das Ding deuten soll. Als ich, Eurem Befehle gemäß, so eben am Elb-

thore die Wache besichtigte und bei dieser Gelegenheit von der Stadtmauer aus nach der Elbe und der Dresdner Straße hinblickte, sah ich, so weit der vorspringende Boselberg mir die Aussicht gestattete, eine Staubwolke aufwirbeln, in welcher ich deutlich geharnischte Reiter und einige Wagen unterschied."

„Alle Wetter!" murmelte Emerentius bestürzt, „sollte es dem von Schleinitz ungeachtet der gesperrten Thore gelungen sein, in der Umgegend Hilfe aufzubieten und die Stadt zu bedrohen? Es ist nicht möglich! — Heda!" rief er den Zimmerleuten und Freiknechten zu, „beschleunigt Eure Arbeit nach Kräften. Es soll Euch reichlich vergolten werden. Kürzt das Halsgericht und vollstreckt, so bald der Holzstoß aufgerichtet steht, das Urtheil an der Ullmann!"

Er eilte mit Wedel hastig hinweg und nach dem Elbthore hin.

Der geharnischte Reiterhaufen, welchen Wedel gesehen, hatte sich mittlerweile der Stadt genähert, und Lindner bemerkte zu seiner größten Beruhigung, daß der Haufen nicht einmal ein volles Reitergeschwader ausmache, sondern aus höchstens zwölf Cürassieren bestand. Was die

friedliche Absicht des kleinen Zuges um so mehr verrieth, war der Umstand, daß in der Mitte der Reiter eine prachtvoll bespannte Kutsche fuhr, welcher zwei mit grünem Reisige bedeckte Leiterwagen folgten. Es war sonach klar, daß die Reiter nur einem vornehmen Reisenden zur Bedeckung dienten, der auf jenen mit Laubwerk bedeckten beiden Wagen villeicht einen Theil seiner Habe mit sich führte. — Jetzt bog der Zug nach der Brücke. Zwei Reiter sprengten mit lustigem Trompetengeschmetter voraus, kehrten aber, als sie das Elbthor verschlossen fanden, stutzend wieder um und ritten zu der Kutsche zurück, um, wie es schien, das vorgefundene Hinderniß zu melden. Nach einer Minute sprengten sie von Neuem dem Thore zu und stießen in die Trompete.

„Haha! Wollen sie uns etwa zur Uebergabe auffordern, diese paar Krippenreiter?“ So spöttelte Herr Emerentius Lindner und bestieg die Stadtmauer, um mit den Reitern zu verhandeln.

„Was beliebt, Ihr Herren?“ rief er kurz und schnöde hinunter. „Wollt Ihr vielleicht mit zwölf Mann unsere wohlbesetzte Stadt überrumpeln?“

„Ganz und gar nicht. Wir verlangen ganz friedlich den gewöhnlichen Einlaß,“ rief der eine

Reiter trocken zurück. „Wer heißt Euch auch mitten im Landfrieden die Stadt sperren?“

„Wer vermißt sich, mit gewaffneter Hand hier Einlaß zu begehren?“ fragte Lindner weiter.

„Ich meine, Ihr solltet, bei nur leidlichem Auge, das an der Equipage erkennen, die wir führen,“ entgegnete der Reiter. „Seine kurfürstlichen Gnaden geruhen Ihr getreues Meißen zu besuchen.“

Mittlerweile war auch die Kutsche nachgekommen, und Lindner erkannte jetzt an Kutsche und Pagen die kurfürstliche Dienertracht. „Wetter noch ein Mal!“ sagte er zu sich selbst, ich weiß nicht, ob das ein gutes Zusammentreffen ist. — Sperrt das Thor auf!“ schrie er den Stadtknechten zu und stieg von der Mauer herab.

Schwerfällig knarrte das Thor auf; die Cürassiere ritten herein, die Kutsche und die Leiterwagen folgten. Tiefgebückt stand Emerentius Lindner unter dem Thore. Die Kutsche hielt, und das kräftige, würdevolle Gesicht des „Vater August“ — so nannten Stadt und Land den unvergeßlichen Kurfürsten August I. — beugte sich zu dem Seitenfenster heraus.

„Wie kommt es, daß unsere liebe Stadt sich

so ängstlich am hellen, lichten Tage verschließt?“ fragte er. „Ich dächte doch, daß jetzt kein Grumbach mehr den Landfrieden stören kann.“

„Kurfürstliche Gnaden!“ erwiderte Emerentius Lindner etwas verlegen, „eine Execution, die wir noch heute vollziehen wollen, drohte der Stadt mit einiger Unordnung. Als regierender Bürgermeister ließ ich daher die Thore auf einige Stunden schließen, bis die Hinrichtung vorüber sein würde. Sie werden dann sogleich wieder geöffnet werden.“

„Wohlgethan, Bürgermeister!“ sagte der Kurfürst freundlich. „Ordnung und Vorsicht mag ich wohl leiden. Ich verfüge mich jetzt in die Burg; dort erwarte ich Euch möglichst bald im Rittersaale. Ich habe Euch, dem Bürgermeister, viel Liebes und Freundliches für meine gute Stadt zu vermelden, habe ihr auch ein sauberes Geschenk mitgebracht. Also auf schnelles Wiedersehen!“

Die Kutsche fuhr weiter. — Das zutrauliche Benehmen des edlen Landesfürsten hatte unserem Bürgermeister nicht wenig wohlgethan. Er brannte vor Ungeduld, sich noch einige Lobsprüche zu holen, eilte athemlos die vielen Stufen der hohen Albrechtsburg hinan und trat nach kurzer Anmel-

dung in den Rittersaal, wo Kurfürst August mit „Mutter Anna“ — dies war der allgemeine Name seiner an patriarchalischem und wirthschaftlichem Sinne ihm so ähnlichen Gemahlin — in einer Fensterwölbung lehnte und ihr, der Tochter Dänemarks, die herrlichen Umgebungen seines alten, lieben Meißens zeigte.

Als der Bürgermeister eintrat, verließ die Kurfürstin mit einem freundlichen Gruße den Saal; der Kurfürst aber winkte ihm zu sich hin und sagte lächelnd: „Ihr werdet nicht gewußt haben, was die beiden Leiterwagen bedeuten sollten, die, mit grünem Laubwerk beladen, hinter mir herzogen.“

„In der That, kurfürstliche Gnaden, es erregte meine und Aller Verwunderung.“

„Ehe ich Euch diesen Zweifel löse,“ fuhr der Kurfürst fort, „sagt mir zuvor, wie steht es mit dem Weinbau in hiesiger Gegend? Ihr wißt, ich bin ein leidenschaftlicher Pomolog, habe ja selbst ein „künstlich Obstgärten-Büchlein“ geschrieben*) und wünsche, daß es um den Obst- und Weinbau in allen meinen Landen recht wohl stehen möge.“

„Kurfürstliche Gnaden!“ entgegnete Lindner,

*) Historisch, wie vieles in dieser Erzählung.

„ich bin wenig in diesen Gegenstand eingeweiht. Doch will es mich bedünken, daß der Weinbau in hiesiger Gegend mit ziemlicher Lässigkeit betrieben werde. Zwei Jahrhunderte sind es her, daß ein Meißner Bischof — ich glaube, es war Konrad II. von Wallhausen — die hiesigen Reben durch rheinische veredelte. Jetzt aber hat sich durch unsere Nachlässigkeit das Gewächs wieder verworfen und es will gar nicht so recht vorwärts kommen."

„Nun das ist es, was ich wissen wollte," sagte der Kurfürst. „Jene beiden Wagen enthalten ebenfalls rheinische Reben, die ich mir geradewegs aus ihrer Heimath kommen ließ. Ich mache sie den fleißigsten Weinpflegern der hiesigen Lößnitz zum Geschenke, um ihren Weinbau zu veredeln. Ihr werdet Sorge tragen, daß sie richtig vertheilt und gut angewendet werden. Dieses Geschenk war der Zweck meines schnellen Herkommens. Möge es wohl gedeihen und unsere Nachkommen, wenn sie einen guten vaterländischen Wein erbauen, dem Andenken des alten Vater August ein Glas leeren! — Und jetzt sagt mir doch, welche Bewandtniß es eigentlich mit der heute bevorstehenden Execution hat?"

Emerentius Lindner nahm eine neue Stellung an, um den Hergang der Sache mit Geberden und allen sonstigen Hilfsmitteln der Eloquenz zu erzählen. Aber seine Mühe ward ihm erspart, denn ein eintretender Diener meldete so eben den Ritter Hans von Schleiniz an, und ein Wink des Kurfürsten gebot, noch ehe Lindner eine Einwendung dagegen machen konnte, den Angemeldeten einzulassen.

Der Ritter trat ein, über des Bürgermeisters Gegenwart einigermaßen stutzend. Da der Kurfürst jedoch ihm zutraulich, wie einem alten Bekannten, entgegen ging, gewann er seinen ganzen Muth wieder.

„Verzeiht mir, gnädigster Kurfürst, wenn ich störe!“ sagte der Ritter mit ehrerbietiger Verbeugung. „Doch meine Sendung fordert Eile; sie gilt einen Mord zu verhüten.“

Unwillkührlich trat der Kurfürst einen Schritt zurück und legte die Hand an den Degen.

„Nicht gegen Eure kurfürstlichen Gnaden,“ fuhr der Ritter fort, „nur gegen ein armes hilfloses Weib, das man mit unerhörter Willkühr zur Hexe stempeln und noch heute verbrennen will. Hier steht der eilfertige Mann der Gerechtigkeit,“

fügte der Ritter hinzu, indem er einen stechenden Blick auf Lindner warf, welcher bei dieser Wendung der Rede heftig zusammenfuhr und nicht sogleich Worte fand, um sich zu rechtfertigen.

„Hexe? Hexe?“ sagte der Kurfürst kopfschüttelnd. „Und aus welchen Gründen hält man sie für eine solche?“

„Einzig, weil sie heilsame Tränke zu bereiten weiß, deren Mischung sie ihrem Vater, einem gelernten Apotheker, absah, und vielen Kranken damit aufhalf,“ erwiderte der Ritter.

„Bewahre Gott jeden Richter aus solchen Gründen Jemand der Hexerei zu bezüchtigen!“ rief der Kurfürst überrascht. „Gute Tränke bereiten, sich der höhern Chemie befleißigen, ist wahrlich kein Hexenwerk, oder ich müßte mich selbst für einen Zauberer halten*). — Wie nennt sich die Verurtheilte?“

„Ihr Geburtsname ist Sidonia Wallner; der Name ihres Gatten ist mir unbekannt. Hier nannte sie sich Barbara Ullmann,“ berichtete Schleinitz.

*) Wirklich hat August I. diese Aeußerung gethan. Bekanntlich war er, wie auch seine Gemahlin Anna, ein großer Freund der Alchymie.

„Barbara Ullmann?“ wiederholte der Kurfürst nachsinnend. „Ist es mir doch, als hätte ich diesen Namen erst vor Kurzem aus dem Munde meiner Gemahlin gehört. Muß doch nachfragen. Wartet einen Augenblick, Ihr Herren!“

Er ging in das Seitenzimmer, welches man in der Eile der Kurfürstin Anna und ihren Kammerfrauen angewiesen hatte, und kehrte sehr bald zurück. — „Die Barbara Ullmann ist uns wohlbekannt,“ sagte er, „und ich fürchte, der Meißner Rath hat mit diesem Prozesse üble Arbeit geliefert.“

Lindner wollte ihm in's Wort fallen.

„Still, Herr Bürgermeister!“ gebot der Kurfürst. „Recht und Unrecht sollen sich bald aufklären. Eilt jetzt hinweg und, wenn es noch Zeit ist, schafft mir die Ullmann sogleich wohlbehalten zur Stelle. Ihr selbst werdet so gefällig sein, sie hierher zu begleiten. Sucht Alles auf das Schleunigste zu bewerkstelligen! Wehe Euch, wenn Ihr zu spät kommt!“

Der Bürgermeister eilte mit sehr gesunkenem Muthe hinaus, und der Kurfürst ließ sich unterdessen von dem zurückgebliebenen Schleinitz den Hergang ausführlich erzählen. Der Monarch war

heftig ergriffen. „Habe ich darum einen großen Theil meines Lebens daran gesetzt, den verworrenen Wust der vorgefundenen Gesetze zu lichten? Darum durch weise und gelehrte Männer bessere aufsetzen lassen? Doch das soll anders werden. Keine Stadt soll hinfort eigenmächtig über Leben und Tod absprechen dürfen! Einen Appellationshof will ich für meine Lande errichten, wo gekränktes Recht den höhern Richter und Vertheidiger finde! Ich will es, und das bald, so wahr mir Gott helfe! — Schrecklich, wenn jenem unglücklichen Opfer die Rettung zu spät käme!"

7.

Auf dem Meißner Marktplatze ward es immer lebendiger. Die Zimmerleute hatten, durch Lindner's Mahnung zur Eile angetrieben, ihre Hände wacker gerührt, und der grause Herd stand fertig aufgerichtet. Die Ceremonie des hochpeinlichen Halsgerichtes war wegen der Abwesenheit des Bürgermeisters mit um so größerer Kürze abgethan, der Stab gebrochen, die Bänke umgeworfen worden und Wedel harrte nun mit Schmerzen der Wiederkehr des Bürgermeisters. Der Abend drohte

hereinzubrechen, und da Lindner ausdrücklich geboten hatte, sogleich nach Aufrichtung des Holzstoßes die Hinrichtung zu vollziehen, so ließ er mit Genehmigung der übrigen Rathsmitglieder die Verurtheilte aus ihrem Kerker holen und den Zug ordnen.

Die Rathswächter mit ihren Harnischen und Hellebarden eröffneten den Zug, hinter ihnen ging die Verurtheilte, Freiknechte in blutrothen Kleidern und mit Pechfackeln in den Händen folgten ihr auf dem Fuße. Eine Abtheilung der bewaffneten Bürgerwache schloß den Zug.

Der Zusammenlauf der Menge war, obgleich die geschlossenen Thore den Zudrang des Landvolkes verwehrt hatten, unübersehbar. Die Verurtheilte war bleich und blickte mit ernster Ruhe vor sich nieder. Als der Zug den Markt erreicht hatte und im Angesichte des Scheiterhaufens ein Rathsmitglied sie fragte: „ob sie noch einen letzten Wunsch zu äußern habe?“ erwiderte sie mit fester, aber milder Stimme: „den Wunsch und die Zuversicht, daß bessere Zeiten kommen und ich eines der letzten Opfer dieser Art sein möge!“

Ohne Weiteres führte man sie nunmehr in die leere Mitte des Scheiterhaufens und band sie an

die hölzerne Säule. Die Freiknechte stellten sich mit den Fackeln an die Ecken des Holzstoßes und erwarteten eben den Wink des Scharfrichters, um anzuzünden — — da schrie es mit heiserer Stimme aus dem Menschenhaufen heraus: „Halt! Um Gotteswillen halt!“

Alles blickte mit angstvoller Ueberraschung nach der Richtung hin, aus welcher der Ruf erscholl, die Rathswächter suchten auf dieser Seite Platz zu machen, und unter heißer Anstrengung, mit verworrenen Haaren und zerrissenen Kleidern, arbeitete sich endlich die kleine Gestalt des Emerentius Lindner durch die dichten Menschenmassen und stürzte außer sich in die Mitte des von der Bürgerwache um den Holzstoß gebildeten Kreises.

„Haltet ein, oder ich bin verloren!“ schrie er noch einmal, schöpfte dann tief Athem und seufzte mit gepreßter Stimme: „Bindet die Verurtheilte los! Seine kurfürstlichen Gnaden befehlen Aufschub.“

Erschöpft vom Laufen und von der innern Angst lehnte er sich an den Holzstoß, während die Rathswächter die Verurtheilte ihrer Banden entledigten und die zurücktretenden Freiknechte ihre Fackeln am Fußboden ausstießen.

8.

In folternder Beklemmung harrte Schleinitz an der Seite des Kurfürsten der verhängnißvollen Botschaft. Gern wäre er selbst nach dem Markte hinab gesprengt, um die Unglückliche zu retten. Der Kurfürst, selbst unruhig und doch bemüht, dem Ritter Hoffnung und Trost einzusprechen, hatte dem Bürgermeister noch mehrere Diener nachgesendet, um keinen Augenblick zu verlieren und seinen Befehl sicher zu dem Richtplatze zu bringen; aber noch war Niemand zurückgekehrt. Endlich ließ sich Geräusch im Vorsaale hören. Schleinitz wagte nicht hinzublicken; er fürchtete die schreckliche Botschaft einer zu spät gekommenen Rettung vernehmen zu müssen.

Emerentius Lindner trat ein. Ihm folgte Sidonia mit gesenktem Blicke, zweifelnd, was diese Wendung der Dinge für sie bringen werde.

Der Kurfürst trat ihr mit prüfendem Auge entgegen. „Dein Name ist Barbara Ullmann?“

„Ja, kurfürstliche Gnaden! Einst hieß ich — —“

„Sidonia Wallner; ich weiß das schon. Du bist dieselbe Person, welche der jenseit der Elbe unter den Schafheerden eingerissenen Klauen-

seuche durch eine eigens bereitete heilende Salbe ein Ziel stellte?“

„Ja, kurfürstliche Gnaden!“

„Auch dieselbe, welche meiner Gemahlin das Recept zu dem heilsamen weißen Magenwasser nach Stolpen sendete, das seitdem in der von der Kurfürstin angelegten Hofapotheke zu Dresden gegen Kolik und Krampf bereitet wird? Dieselbe Person, die nicht einmal ihre Adresse beifügte, um unsern gnädigen Dank hinzunehmen?“

„Ich bin es, gnädigster Kurfürst!“ erwiderte Sidonia bewegt und ihre Wangen rötheten sich.

„Nun denn, Herr Bürgermeister!“ sagte der Kurfürst, indem er das durch Gewohnheit etwas gesenkte Haupt gegen Emerentius erhob, und seine Augen blitzten. — „Meine Besorgniß ist eingetroffen. Ihr habt in der That sehr üble Arbeit geliefert, und es thut mir leid, daß der Meißner Rath den Pfahl und den Scheiterhaufen auf eigene Kosten aufrichtete und binnen einer Stunde auch auf eigene Kosten niederreißen wird. Was dieses gequälte Weib dem Rathe an Schadenersatz und Schmerzensgeld abfordern wird, so wollen wir selbst Sorge tragen, daß die Rechnung nicht zu niedrig ausfalle. Euch, Herr Lindner, ent-

binde ich für alle Zeiten der Mühe, Mitglied des Rathes zu heißen. Geht zurück in Eure Werkstatt und arbeitet gewissenhafter in Eurem Gewerbe, als im Dienste der Themis. Uebrigens werdet Ihr morgen in offener Rathssitzung diesem Weibe feierliche Abbitte leisten. — Jetzt geht!"

Zerknirscht und gebeugt schlich der Ex-Bürgermeister zur Thüre hinaus.

Der Kurfürst wendete sich wieder zu Sidonia: „Du hast Dir um unser Land Verdienste erworben, wie es kaum unseren besten Doctoren gelungen. Bitte Dir eine Gnade aus!"

Die Angeredete hatte, während der Verhandlung mit Lindner, stumm und wie in halber Geistesabwesenheit dagestanden. Als aber der Kurfürst mit der ihm eigenen väterlichen Zutraulichkeit jene gütigen Worte an sie richtete, schlug sie mit einem seltsamen, unarticulirten Laute beide Hände vor das Gesicht, und als sie zu ihm aufblicken wollte, brach ein Thränenstrom aus dem seit Jahren vertrockneten Auge, gleich wie durch die Kraft des Weisen jener wunderbare Quell plötzlich dem Felsen in der Wüste entströmte. Sie warf sich heftig vor dem Kurfürsten nieder und umfaßte seine Knie.

„Steh' auf, Sidonia!" sagte Vater August mild. „Sprich, lebt Dein Gatte noch?"

„Nein, gnädigster Herr! Schon seit Jahren ruht er im Grabe. Als der Mann meiner ersten Liebe — sie blickte scheu auf Schleinitz — mich Bethörte aufgegeben, floh ich mit meinen Eltern diese Gegend. Sie drangen in mich, meine Hand einem wackern, aber ungeliebten Manne zu reichen. Er ward mein Gatte und Klara's Vater; doch schon im zweiten Jahre unserer Ehe raffte ihn der Tod hinweg."

„Sein Name und sein Stand?" fragte der Kurfürst.

„Georg Ullmann, Wachtmeister der kurfürstlichen Leibwache. Er fiel in dem Treffen bei Sievershausen, an der Seite Eures erlauchten Bruders und Vorgängers, der in jener Schlacht siegte und verblutete."

„Ritter von Schleinitz! achtet Ihr die Tochter solcher Eltern würdig, Eurem Sohne anzugehören?" fragte der Kurfürst.

„Nicht nur eine Gelegenheit, mein Unrecht gut zu machen, es wird mir auch eine Belohnung sein," entgegnete der Ritter.

„So holt Klara und Euren Sohn!" schloß

der Fürst. „Wir freuen uns, Zeuge dieser Vermählung sein zu können.“

Die Liebenden wurden mit einander verbunden, und Sidonia fand in dem Glücke ihres Kindes Ersatz und Licht für eine unglückreiche Vergangenheit.

Der Brief mit drei Siegeln.

Aus der Schreibtafel eines Seemannes.

Es lebe die See! Ich habe mich niemals wohl befunden auf dem bunten, gleißenden festen Lande, diesem rebellischen Kinde des Meeres, das mit seiner Selbstständigkeit nur prahlt und doch nirgend die Spuren seiner feuchten Abkunft verläugnen kann, immer hilfesuchend zu der alten guten Mutter See zurückkehren muß. Ich habe Manches beobachtet, wie alle Erzeugnisse der Erde eigentlich nur geglättete und ausgefeilte Nachbildungen der Schöpfungen des Meeres sind, und könnte ein dickes Buch darüber schreiben. Aber da ich im Solde des Meeres stehe, so würde mich die Wissenschaft für einen bloßen Parteigänger halten, und so mag es unterbleiben.

Meine Seemannsschule habe ich richtig bestanden. Schon als Kind, wenn das Meer mit seinem großen, ehrlichen, grünen Auge mich anblickte, eiferte ich darüber, daß die Natur mich durch unbequeme Lungenwerkzeuge an die obere Atmo-

sphäre gebunden, mir verwehrt hatte, für immer in jene schöne kristallene Truhe hinabzutauchen und nie die falsche Erde wieder zu begrüßen.

Ich hege viel Haß gegen die Erde; aber aller Aerger der Welt ist mir immer nur vom festen Lande hergekommen, hat sich von dort aus selbst an mein Schiff festgesaugt und mir die frische Seeluft vergiftet. Der Kuckuk hole das feste Land! habe ich oft gedacht. Ich werde Euch eine Geschichte erzählen, die, wie ich denke, meinen Ingrimm rechtfertigen soll.

Wie schon gesagt, meine Seemannsschule habe ich richtig bestanden, bin schon als Kind einigemale in's Wasser gefallen, habe Atteste meiner ausgehaltenen Seekrankheit aufzuweisen, wie irgend Einer, bin als Schiffsjunge wacker durchprügelt, als Seesoldat tüchtig zerschossen, als Kauffahrteiführer von Corsaren, dann selbst Corsar von Kauffahrteiführern weidlich zerhackt worden. Wirft mich, was mir in hypochondrischen Stunden am erwünschtesten wäre, dereinst einmal ein unbändiger Seesturm auf immer in die grünen, faltigen Arme meiner Freundin, so wird mein Leben eine Consequenz aufzuweisen haben, auf die ich stolz bin.

Es sah in Frankreich schlimm aus, als ich eben Capitän eines kleinen, aber gar nicht übeln Kauffahrteischiffes geworden war. Das todtkranke Land blutete aus tausend Wunden, die es in seinem Wahnsinne sich immer von Neuem aufriß, und doch wollte das zähe Leben nicht scheiden. Die ganze Windrose zerstörender Anarchie ras'te durch das Reich; den wohlmeinenden Steuermann, weil er den Sturm nicht mit einem Male zu beschwören vermochte, hatte die tolle Menge umgebracht — — das ganze mächtige Schiff dieses Reiches schien der nächste Moment in ein Wrack verwandeln zu wollen. Es ging wild, schauerlich wild zu. Ich sah nur einige Nebenpartien des grimmigen Trauerspiels mit an, aber mein Continentalfieber stieg seitdem auf den äußersten Grad und wurde unheilbar.

An tüchtigen Seeleuten war damals auch starke Noth. Die vormalige königliche Marine, wahrhaftig nicht die schlechteste Seemacht, hatte mit einem Male ihre sämmtlichen Officiere verloren; da mußte man natürlich zugreifen, wo man Etwas vorfand. So kam es, daß auch ich, der sich nie um das Landvolk bekümmert hatte, plötzlich einen Ruf erhielt. Der Neuheit wegen

ließ ich es mir gefallen. Man übertrug mir das Commando einer Brigg, unter dem Namen: „Der Marat.“ Dieser verworfene Name, den ich schon damals über alle Begriffe haßte, hätte mich beinahe veranlaßt, das ganze Geschäft zurückzuweisen. Am Ende dacht' ich: Ihr werdet diesen schmutzigen Namen schon selbst bald wieder auskratzen, und so ließ ich die Sache hingehen.

Es war am 28. Fructidor des Jahres 1797, als ich den Befehl erhielt, mich nach Cayenne segelfertig zu machen. Ich sollte sechzig Soldaten dahin führen und einen Verbannten, der von einhundert und drei und achtzig Leidensgefährten, welche die Fregatte, die Decade, einige Tage früher an Bord genommen hatte, übrig geblieben war. Ich hatte Ordre, demselben mit Schonung zu begegnen, und der erste Brief des Directoriums enthielt ein zweites Schreiben, verschlossen mit drei rothen Siegeln, deren mittelstes von ungewöhnlicher Größe war. Diesen Brief sollte ich, so war mir geboten, nicht eher öffnen, als bis wir den ersten Grad nördlicher Breite erreicht haben, d. h. eben im Begriffe sein würden, die Linie zu passiren. Der Brief hatte übrigens eine ganz besondere Gestalt; er war lang und so dicht

verschlossen, daß weder durch den Umschlag, noch sonst auf irgend eine Weise das Geringste von dem Inhalte zu entdecken war. Anfangs lachte ich über diese papierene Frucht, welche erst nahe der Linie reifen und gepflückt werden sollte; später aber — denn wie gesagt, ich habe Anlage zur Hypochondrie — hatte ich meinen Aerger an dem schweigenden papiernen Gesellen, der mich mit seinen drei rothen Augen so stumm und brutal anblickte und mit dem Geheimnisse, das er in seinem Leibe trug, zu prunken schien; und noch später wandelte mich bei seinem Anblicke nicht selten ein geheimes Grauen an. Der Brief war jedenfalls ein unehrlicher Kerl. Wie hätte er sonst so umständlich Zeit und Ort bestimmen können, um frei seinen Inhalt auszusprechen! Er war auf dem festen Lande gesiegelt und hatte auch das Hinterlistige und Umschweifvolle des festen Landes an sich; darum war er mir unheimlich, und ich hätte ihm sein Geheimniß lieber ganz geschenkt, von welchem ich mir jedenfalls kein besonderes Heil versprach.

Mein Bett war ein echtes Seemannslager. Ich bin nicht eitel, aber ich darf behaupten, daß das Zimmer einer Fürstin nicht so sauber eingerichtet

sein kann, als das eines Seemanns. Jede Sache hat ihren kleinen Platz, ihren Nagel. Nichts bewegt sich, das Schiff mag schwanken, wie es will; Alles bleibt in seiner größten Ordnung. Die Mobilien sind nach der Form des Schiffes und der kleinen Zimmer eingerichtet. Mein Bett war ein Koffer. Wenn man ihn öffnete, so schlief ich darin; und wenn man ihn schloß, so war er mein Sopha, auf welchem ich meine Pfeife schmauchte. Zuweilen wurde gar mein Tisch daraus, und dann setzte man sich auf die kleinen Tonnen, welche im Zimmer standen. Der Boden dieses Zimmers aber war wie Mahagoni geglättet und glänzte wie Edelstein. Kurz es war ein gar nettes Stübchen, und überhaupt war meine ganze Brigg nicht zu verachten. Die Reise ließ sich gut an, und ich hätte volle Ursache gehabt, guter Dinge zu sein, wäre mir der alberne Brief nicht seltsam im Kopfe herumgegangen. Ich nahm ihn und legte ihn unter das Glas einer schlechten, kleinen, englischen Pendule, die über meinem Bette hing. Ich glaube, ich fluchte ein wenig dabei. Wenigstens war ich sehr übler Laune. Drei Cigarren, die ich hinter einander anbrannte, hatten insgesammt keine Luft. Das machte mich vollends toll. Ich stampfte, daß

ich selbst darüber erschrak. Zum Glück trat eben Jacques in mein Zimmer, Jacques, der mich in solchen Fällen gewöhnlich wieder zu guter Laune brachte.

Doch ich muß ja erst berichten, wer Jacques war. Es wird mir selbst schwer, das eigentlich zu sagen. Jacques war bei mir im Grunde Alles und Nichts. Er hätte ein guter Soldat werden können, denn er war beherzt und treu, aber zu störrisch und grob für diesen Stand; oder auch ein guter Seemann, denn Jacques hatte Etwas gelernt, aber er war auch wiederum zu weichherzig dazu. Ich hätte ihn zu meinem Bedienten gemacht, aber er hätte diesen Namen nicht gelitten, obschon er sich mit musterhafter Pünktlichkeit jedem, auch dem niedrigsten Dienste unterzog, der meiner Person galt. Ich hätte ihn meinen Freund genannt, um doch Etwas aus ihm zu machen, aber das schickte sich doch nicht, denn ich war Capitän, und Jacques war weniger als wenig, er war eigentlich Nichts. Und doch war mir Jacques sehr viel, obgleich ich es dem Kerl nicht gern merken ließ und mich ärgerte, wenn es gegen meinen Willen dennoch bisweilen geschah.

Ich weiß nicht, warum ich an dem Burschen hing. Hübsch war er nicht; Leute von Geschmack würden ihn häßlich genannt haben, und selbst meine Matrosen, wenn sie bei ruhigem Wetter vom Bord herab angelten, und Jacques ihnen zusah, baten ihn immer, etwas in den Hintergrund zu treten, weil sein Gesicht die Fische verscheuchen möchte, die etwa anbeißen wollten. — Es war einer der wenigen Späße, über welchen Jacques jederzeit herzlich zu lachen pflegte; denn außerdem war er mürrisch und wortkarg, und wenn man Kurzweil mit ihm treiben wollte, wurde er grob. Letzteres passirte ihm häufig. Bei einem früheren Rencontre mit Corsaren, wo mehrere dieser Schufte, nachdem sie unser Schiff geentert und die meisten meiner Leute wehrlos gemacht hatten, über mich herfielen und mir den Garaus bereiten wollten, warf Jacques sich auf mich hin, bedeckte mich mit seinem Leibe und fing mit seinem Rücken und Kopfe die Stiche und Hiebe auf, die mir galten. Ein herannahendes, stark bemanntes Kauffahrteischiff bewog die Schurken im Augenblicke unserer höchsten Noth zur Flucht. Jacques, wie ein Cotelet zerhackt, wurde in ein Bett gelegt; wir hielten ihn für todt. Zu unserem Staunen

verbürgte der Arzt seine Rettung. Ich trat an sein Lager; er schlug eben die Augen auf. Meiner Gefühle nicht mächtig, wollte ich mich an seine wunde Brust werfen. Er zuckte zurück und mit matter Stimme, aus welcher beinahe nichts weiter herausklang, als seine, selbst im Tode untilgbare Grobheit, murrte er: „Pfui doch, Capitän! Das schickt sich nicht!" — Und er hatte Recht, es schickte sich auch nicht! denn ich war Capitän und Jacques war Nichts. Gleichwohl lag mir Jacques seitdem sehr am Herzen, und, wie es schien, ich ihm nicht minder. Und bei all' dem wäre es auf unserer vorletzten Seefahrt beinahe zum Bruche zwischen uns gekommen. Mein Schiffsjunge, eine arge Brut, hatte sich zur Nachtzeit, während ich schlief, in mein Zimmer geschlichen und mich arg bestohlen. Alles drang in mich, ihn hängen zu lassen, und ich selbst war mit diesem Vorschlage einverstanden. Schon hatte ich den Befehl dazu gegeben, als Jacques in mein Zimmer trat und mir trocken sagte: „Capitän! der Junge darf nicht gehängt werden; denn seine Eltern sind ruchloses Gesindel." — „Desto besser," erwiderte ich, „dann sorgen wir wenigstens, daß die Nachkommenschaft ausgeht." — „Ja, Capitän, aber die

Eltern haben den Jungen schon von seinen frühesten Jahren her für Stehlen und schlechte Streiche abgerichtet; er ist also gewissermaßen unschuldig an seiner Schlechtigkeit." — „Man wird ihn hängen," bekräftigte ich. — „Capitän! wenn Sie den Jungen hängen lassen, so gehe ich meiner Wege." — Das war mir zu stark. Grimmig fuhr ich auf Jacques los: „Kerl," schrie ich, „jetzt sollst und mußt Du Dich Deiner Wege scheren, sobald wir landen, Du magst wollen oder nicht. Und der Junge wird hängen!" — Jacques ging ruhig zur Thür hinaus. Ich hatte mich sehr über ihn geärgert; dennoch pardonnirte ich den Jungen und hatte bis zum andern Morgen den ganzen Vorfall rein vergessen. Als wir nach einem Monate an's Land traten, kam Jacques zu mir, reichte mir die Hand, und sagte: „Adieu, Capitän!" — „Was willst Du?" fragte ich. — „Mich meiner Wege scheren." — Jetzt erst besann ich mich auf das Vorgefallene. „Du willst mich also verlassen, Jacques?" — „Capitän haben es befohlen vor einem Monat." — „Pah, vor einem Monate; jetzt befehle ich Dir zu bleiben." — Jacques wimperte etwas mit den Augen; ich glaube bei-

nahe, der Kerl mußte eine Thräne zurückhalten. „Wohl, Capitän,“ sagte er etwas weich, „ich werde bleiben, weil — weil — — ich glaube, weil ich Sie etwas lieb habe, Capitän. Aber ich habe eine Schwachheit, Capitän, einmal, aber nicht zweimal lasse ich mir das Weggehen heißen. Ihre nächste Fahrt mache ich als Freiwilliger mit. Heißt man mich wieder weggehen oder finde ich dies sonst für nöthig, so gehe ich auf der Stelle.“— „Haha! Nicht wahr über Bord, oder hast Du so gute Schuhe, daß Du mit ihnen auf der Seefläche nach Hause laufen kannst?“ lachte ich. — „Lassen Sie das meine Sorge sein, Capitän! Es bleibt also bei meiner Bedingung?“ — „Topp! es bleibt dabei,“ versicherte ich. Jacques grüßte und ging. — Als ich mich nun das letzte Mal nach Cayenne einschiffte, kam plötzlich Jacques in einem kleinen, nagelneu gezimmerten Bote in den Hafen gefahren und legte sich an mein Schiff. — „Guten Tag, Jacques!“ rief ich ihm freundlich zu, „sage mir, wem gehört die kleine nette Nußschale?“ — „Mein eigenes Bot, Capitän,“ sagte er. „Es ist auch etwas Mundvorrath für den Fall der Noth darin, Sie müssen schon erlauben, Capitän, daß ich das Ding wäh-

rend der Fahrt an Ihr Schiff anhänge, oder es oben hinauf werfe; es ist nur auf den Fall, daß ich mich wieder meiner Wege scheren müßte.“ — „Du bleibst doch ewig ein Narr, Jacques,“ brummte ich. „Meinetwegen hänge Deine Nußschale an oder wirf sie auf's Verdeck. Aber rede mir nichts mehr von diesem Unsinn!“— Damit ging ich in die Cajüte und ließ Jacques sein Bot an mein Schiff binden. Die Matrosen waren nicht wenig erstaunt, was dieses Anhängsel bedeuten solle, zumal da es mit einer Kiste Zwieback und einer Tonne Wasser belastet war. Aber Jacques gab ihnen auf ihre Frage keine Antwort, und böse machen wollten sie ihn nicht, denn sie hatten ihn Alle lieb, weil er mein Liebling war, und doch sein Ansehen nie zu etwas Anderem brauchte, als ihnen Erleichterungen bei mir zu erbitten, mir manches Fäßchen Arak abzuschwatzen und es ihnen zum Besten zu geben. So kam es, daß das wilde Schiffsvolk sich für Jacques hätte todtschlagen lassen, wie grob und kurz er auch mit ihnen umging. Ein einziges Wort aus seinem Munde vermochte den ärgsten Zank unter den Matrosen zu stillen, und ich selbst mußte, wenn ich strenge Maßregeln zu ergreifen verschmähte, bis-

weilen seine Vermittelung suchen, um die Mannschaft für meinen Willen zu stimmen.

Die Erörterungen über Jacques haben mich ganz von meiner Erzählung abgebracht. Ich weiß, daß ich immer etwas umständlich werde, wenn ich von Jacques rede. — Der Brief hatte, wie schon gesagt, mich in sehr üblen Humor versetzt, als Jacques in mein Zimmer trat. Er sah mich seitwärts an. „Uebler Laune, Capitän?" fragte er. — „Geht's Dich was an?" rief ich barsch. — „Haben recht, Capitän!" sagte er trocken und wollte wieder gehen. — „So bleib' doch, dummer Kerl!" setzte ich mit milderem Tone hinzu, „was giebt's denn?" — „Nichts, Capitän! Der Verbannte, den wir nach Cayenne führen, wollte Ihnen seine Aufwartung machen, doch das hat Zeit, bis Sie wieder besserer Laune sind." — „Nein, Jacques, es hat nicht Zeit. Die Leute sollen nicht auf meine Laune zu warten haben. Führ' ihn zu mir!"

Jacques ging hinaus und öffnete nach wenigen Augenblicken von Neuem die Thür. Ein hübscher, schwarzgelockter Junge trat herein; er mochte wenig über neunzehn Jahre zählen. An seinem Arme aber hing ein blonder Engel, ein

frisches wunderhübsches Mädchen, welches kaum die Sechszehn erreicht zu haben schien. Ich war etwas verlegen und bemerkte plötzlich zu meinem Schrecken, daß ich in bloßen Aermeln vor ihnen stand. Wie der Blitz fuhr ich in meine Uniform hinein und bewillkommte sie, so höflich es in meiner Seemannsnatur liegt. Das junge Pärchen lächelte mich so zutraulich an, daß ich für gerathener hielt, meine Complimente wieder an den Nagel zu hängen und Beiden derb die Hände zu schütteln. In der That lag auf den Gesichtern meiner beiden jungen Gäste so viel kindliche Gutmüthigkeit und vertrauliches Wesen, daß mir nach wenigen Minuten zu Muthe war, als müßte ich sie schon seit Jahren kennen.

„Wahrscheinlich Ihre Schwester, mein junger Freund?" fragte ich, auf den blonden Engel deutend. Die Kleine wurde über und über roth.

„Nein, Capitän, nicht meine Schwester," erwiderte der junge Mann lächelnd. „Ich habe vielmehr die Ehre, Ihnen mein Weibchen zu präsentiren."

„Alle Wetter! So jung und doch schon verheirathet? Ich gratulire von Herzen."

„O wir sind schon lange Eheleute," scherzte der junge Mann. „Nicht wahr?" — Er richtete diese Frage an die blonde Kleine. Statt der Antwort, sprang sie, flink wie eine kleine Gazelle, an ihm hinauf, drückte und küßte ihn, und er sie wieder. Es waren recht spielende verliebte Kinder, und mir wurde ganz seltsam dabei zu Muthe. Ein Seemann ist auch ein Mensch!

„Man sieht's Euch an, daß Ihr schon lange verheirathet seid!" lachte ich, „Ihr seid abscheulich kalt gegen einander."

Der junge Mann ließ mit einem Kusse seine Kleine los. „Auf Ehre, Capitän! Wir sind schon vor drei Tagen einander angetraut," sagte er halb launig, halb ernsthaft. „Drei Tage sind auch schon ein Zeitraum."

„Versteht sich, mein altes Ehepaar!" scherzte ich. „In jedem Falle seid mir herzlich willkommen. Wir haben eine lange Fahrt mit einander zu machen; mir aber desto lieber, denn ich werde Eure Gesellschaft um so länger genießen. Ich hoffe, meine kleinen Freunde sollen auch mit mir zufrieden sein. Verzeihen Sie, Madame, daß Sie mich so im Negligé antrafen; ich war eben bei einer Arbeit."

„Sie haben sich doch nicht darin stören lassen, Capitän?“ entgegnete das liebliche Kind.

„Es hat mit dieser Arbeit Zeit, Madame. Ich versuchte nur jenen einfältigen Brief festzunageln; es wollte mir allein aber nicht gelingen.“

„Ei, so können wir Ihnen ja helfen,“ riefen Beide zu gleicher Zeit.

„Wahrhaftig, das könnt Ihr, meine Freunde. Wir wollen gleich an die Arbeit gehen.“

Wirklich geschah das auf der Stelle. Der junge Eheherr ergriff den Hammer, die kleine Frau die Nägel; sie reichten mir Alles her, wie ich es verlangte, und sie rief mir zu: „Links, rechts, Capitän!“ unter munterem Lachen, weil das schwankende Schiff meine Pendule hin und her warf. Noch immer tönt mir ihr liebliches Stimmchen mit dem „Rechts, links, Capitän!“ in den Ohren. Der kleine Unhold trieb seinen Spaß mit mir und gab bisweilen absichtlich den Tact falsch an.

„Wartet, schlimme Frau!“ sagte ich, „ich werde Euch bei Eurem Manne verklagen.“

Damit hatte ich die Losung zu neuen Zärtlichkeiten gegeben. Das junge Volk herzte und küßte sich, daß mir die Augen übergingen. Sie genirten

sich gar nicht vor mir, gleich als wäre auch ich ihnen schon seit lange bekannt.

Wir wurden natürlich bald bekannt, und ich gestehe, daß ihre Gesellschaft mir, der ich es meist nur mit betrunkenen Matrosen zu thun hatte, äußerst wohlthuend und in kurzem unentbehrlich wurde. Wir waren tagtäglich beisammen. Ich erzählte ihnen von dem wilden Corsarengesindel, von den Säbelhieben, die mein Kopf aufzuweisen hatte, und sie hörten mir theilnehmend zu, und wenn sie sich ansahen, so küßten sie sich. Es mochten ihnen dann manche Stellen meiner Erzählung verloren gehen, aber sie ließen sich's nicht merken; und ich nahm es nicht übel. Nach Stand und Namen fragte ich sie nicht, zumal da ich merkte, daß sie nur aus unbefangener Vergeßlichkeit, nicht aus Absicht, darüber schwiegen. Nach der Ursache seiner Verbannung fragte ich noch weniger; es ging mich nichts an, und ich wußte recht wohl, daß das Directorium häufig nur aus übelnehmischer Laune Leute in die Verbannung schickte. Es ging gewissenlos genug in Frankreich zu, und das Verbrechen war während der Revolution dort sicherer, als die Unschuld. So wußte ich denn nichts weiter, als daß der Mann mit seinem Tauf-

namen Louis, die Frau Jeannette hieß. Das war mir genug; denn ich konnte sie jetzt bei Namen nennen. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihnen meinen Namen gesagt habe. Sie brauchten ihn ebenfalls nicht; anfangs nannten sie mich Capitän, und später, nachdem wir bekannter waren, Papa. So war ich alter Hagestolz doch noch zum Papa geworden. Das kitzelte mich.

Auch Jacques hatte seinen Antheil an diesem Kreise. Obschon er sich bescheiden etwas zurückhielt, hatte ihn doch Louis und Jeannette bald eben so lieb gewonnen als ich; denn der Diamant Jacques leuchtete jedem braven Gemüthe auch aus seiner rauhen Schale deutlich genug hervor. Gegen Jeannette bekundete Jacques eine Aufmerksamkeit, die, ungeachtet seine harte Außenseite sich auch hier nicht verläugnete, doch bisweilen an Zartsinn grenzte. Gegen Louis dagegen nahm er sich weniger zusammen; doch bewies er durch tausendfache Dienstfertigkeit und gutmüthige Züge demselben sattsam, wie lieb er ihn hatte. Bei heiterem und warmen Wetter sprangen Louis und Jacques oft mit einander in die See, und der geübte Jacques konnte es doch dem flinken und kecken Louis im Schwimmen

kaum gleich thun. Es freute mich, daß Louis mit meiner alten Freundin, der See, so gut umzugehen wußte, und ich hatte ihn seitdem doppelt lieb.

An den fatalen Brief dachte ich jetzt wenig; ich hatte durch meine Freunde zu viel Zerstreuung. War ich bisweilen übler gelaunt, so fragte mich Jeannette neckend, ob der Brief vielleicht wieder einmal gespukt habe. Dann schämte ich mich und lachte mit ihr.

Eines Tages sagte ich zu ihnen: „Meint Ihr nicht auch, meine kleinen Freunde, daß wir, wie wir jetzt beisammen sind, förmlich eine kleine Familie ausmachen? Es geht mich nichts an und ich will Euch auch nicht darnach fragen, aber wahrscheinlich seid Ihr vom Gelde nicht eben gedrückt und habt schwerlich mehr, als Ihr braucht.“—

Jeannette schlug die Augen nieder, Louis aber stand lachend von seinem Sitze auf, griff in die Tasche, und indem er mir einen Louisd'or hinhielt, sagte er lachend: „Papa, Ihr thut mir Unrecht; hier seht, daß ich einen ganzen Louisd'or mehr habe, als ich brauche; denn während der Fahrt sind wir, wie Ihr ja am besten wisst, auf Rationen gestellt, brauchen also gar nichts.“

„Schon gut,“ erwiderte ich, über seinen französischen Leichtsinn etwas ungehalten. „Wenn Ihr aber an's Land tretet, möchte es Euch abgehen. Ihr seid Beide viel zu zart, um zu schaufeln und zu hacken, wie die Verbannten in Cayenne. Glaubt mir, es ist ein schlechtes Land; dennoch würde ich alter ausgewitterter Seebär dort leben, wie ein großer und reicher Herr. Wenn Ihr, wie es mir vorkommt, mich ein wenig lieb habt, so kommt es mir nicht darauf an, meine alte Brigg, die Sturm und Meerwasser ohnedies schon arg zerlästert haben, im Stiche zu lassen und mit Euch dort zu bleiben, wenn Euch das recht wäre. Ich habe weiter keine Familie als Jacques und meinen Newfoundländer Hund, das reicht mir nicht aus, denn Jacques ist bisweilen störrisch, und mein Hund läuft auf die Jagd. An Euch würde ich eine bleibende Gesellschaft haben. Ich aber könnte Euch in manchen Dingen helfen und habe ganz redlich eine ziemliche Masse Contrebande zusammengehäuft, von welcher wir leben könnten und die Euch gehören würde, wenn ich einmal zu den Vätern gehe. Was sagt Ihr zu dem Vorschlage?“

Louis hatte mir sehr aufmerksam zugehört.

„Sie sind ein braver, lieber Freund, Capitän!“ sagte er ernster, als man sonst an ihm gewohnt war. „Aber es würde Euch bei dem Directorium in ein übles Licht setzen, wenn Ihr bei Verbannten leben wolltet.“

„Ich kenne Euer Vergehen nicht, Louis!“ erwiderte ich, „und mag es auch nicht erfahren, wenigstens jetzt nicht. Allein einem Verbrecher sieht mir weder Euer Gesicht, noch Eure Laune ähnlich, und ich alter Kerl wollte blindlings mein Gewissen gegen das Eure austauschen. Ich weiß, wie die Sachen jetzt in Frankreich stehen, und wie dort die Gerechtigkeit in diesem Augenblicke keine, über allem menschlichen Zorne erhabene Göttin, sondern nur ein eigensinniges, hämisches, schnell gereiztes Weib ist. Nur während der Dauer der Fahrt, so lange Ihr meiner Aufsicht übergeben seid, halt' ich Euch fest und würde, bei all' meiner Freundschaft, Euch eher mit eigener Hand tödten, als freilassen. Sind wir aber einmal an's Ufer getreten, so bin ich Euch nur noch Freund und Vater, und habe ich einmal die Epaulets bei Seite gelegt, so bin ich weder Admiral, noch sonst Etwas mehr, kümmere mich nicht mehr um Welt und Directorium. Wer weiß auch, was über kurz

oder lang geschieht; denn so wie es jetzt in Frankreich hergeht, kann und wird es nicht bleiben; meinen Kopf zum Pfande!"

„Nun, das wird sich ja Alles finden, mein lieber guter Papa," sagte Louis abbrechend.

Jeannette merkte, daß ihr Mann ein anderes Gespräch herbeiwünschte. Sie erinnerte mich scherzend an den Brief.

„Tausend Donnerwetter!" fluchte ich, „an dieses verwünschte, mit Siegellack beklexte Papier habe ich lange nicht gedacht. Daraus hätte mir ein schöner Spaß erwachsen können. Hätten wir den ersten Grad nördlicher Breite erreicht, ohne daß ich den Brief erbrochen, so wäre mir nichts übrig geblieben, als mich dem ersten besten Haifisch in den Rachen zu stürzen. Ein Glück für mich, daß das gute Kind mich noch zu rechter Zeit an diesen Wetterbrief erinnert. Wo hab' ich Narr meine Gedanken?"

Auf der Stelle sah ich nach meiner Karte, doch zu meiner Beruhigung fand ich, daß wir wenigstens noch eine Woche zu segeln hatten. Seitdem brachte ich aber den Brief nicht mehr aus den Gedanken. Wie ein furchtsames Kind Abends immer in den finstern Winkel blickt, dann scheu das Auge

wegwendet, um von Neuem hinzusehen, so schaute auch ich des Tages wohl hundertmal nach dem Briefe, obgleich sein Anblick meinen unerklärlichen Abscheu immer höher steigerte. Ich konnte mir nicht ausreden, daß die drei rothen Siegel nicht anders aussähen wie drei Blutflecken, und aus der Entfernung von einigen Schritten war, auch ohne besonderes Zuthun der Einbildungskraft, diese Aehnlichkeit gar nicht so unbedeutend. Hätte ich nicht so gute Gesellschaft gehabt, so würde ich oft recht mißmuthig gewesen sein; aber die beiden kleinen Leute erheiterten mich bald durch ihre naiven Scherze, bald durch ihre gegenseitige Zärtlichkeit. Des Kosens und Tändelns war bei ihnen kein Ende; sie waren unaufhörlich wie ein paar Sympathievögel bei einander. Man sah, daß jeder von ihnen bei dem Verluste des andern hätte verschmachten und sterben müssen.

Als ich an einem schönen Morgen erwachte, war ich nicht wenig befremdet, nicht die mindeste Bewegung im Schiffe zu verspüren. Es war völlige Meeresstille, und wir befanden uns eben unter dem ersten Grade nördlicher Breite, dem 27. der Länge. Ich warf einen Blick auf das Verdeck. Das Meer war glatt wie ein Spiegel,

alle abgespannten Segel hingen schlaff an den Masten nieder. Da fiel es mir auf die Seele: jetzt ist es Zeit, den Brief zu lesen. Dennoch zog sich dies noch bis zum Abend hin; denn eine peinliche kindische Beklommenheit ließ mich verschiedene Male den schon ergriffenen Brief uneröffnet wieder unter die Pendule legen. Ich ließ es bis nach Sonnenuntergang anstehen; endlich mußte es ja doch einmal sein, und den Brief aus der Pendule nehmend, riß ich mit einem gewaltsamen Rucke alle drei Siegel herunter. Da hielt ich ihn denn erbrochen in der Hand, hielt ihn wohl eine Viertelstunde so und fand noch immer nicht die gefaßte Stimmung, ihn zu lesen. Da wurde ich zuletzt wild über meine eigene Feigheit, schlug mich tüchtig vor die Stirn, las und glaubte ihn noch nicht gelesen, oder falsch gesehen zu haben. Hastig durchflog ich ihn noch einmal, dann las ich ihn noch drei, viermal sehr langsam und würde ihn noch ein fünftes Mal durchlesen haben, hätte nicht ein wildes Brausen in meinem Kopfe, ein Flimmern vor den Augen es mir unmöglich gemacht. Es war mir seit den Knabenjahren nicht begegnet, daß meine Knie zitterten. Jetzt aber geschah es so heftig, daß ich mich auf den Koffer

niedersetzen mußte. Dann aber jagte es mich hinaus aus dem Zimmer, ich mußte auf das Verdeck hinaufsteigen, um frische Luft zu schöpfen, denn es drohte mir die Brust zu zersprengen. Es war ein häßlicher Abend, ängstliche Luftstille, und dabei lag der Nebel so dicht auf dem Meere, daß man kaum die Hand vor den Augen erkennen, und die beengte Brust sich in der dicken Atmosphäre nicht erleichtern konnte. Louis und Jeannette standen oben auf dem Verdeck einige Schritte von mir. Sie scherzten wie immer mit einander. Aber durch den Nebel, der zwischen mir und ihnen lag, erschienen sie mir so bleich, so unkörperlich wie Geister verstorbener Kinder, die selbst als Schatten noch lieblich mit einander scherzen. Ich trat zu Louis und sagte ihm: „Kommt mit mir, Louis!“ — Er drehte sich um und erwiderte fröhlich: „Gern Papa!“ — Sie wußten, daß ich ihnen auf ähnliche Weise schon manche kleine freundliche Ueberraschung bereitet hatte, wie sie die beschränkten Mittel auf einem Schiffe eben hergeben. Jeannette blickte uns lächelnd und etwas neugierig nach, aber sie folgte uns nicht, weil ich sie nicht mit eingeladen hatte. Louis trat mit mir in mein Zimmer.

Ich setzte mich so heftig auf meinen Koffer nieder, daß mir fast meine Rippen schmerzten, und blickte auf meine Fußspitzen; es wollte mir aber nicht gelingen, Louis, der an der Thüre stand, in's Gesicht zu sehen. Ich schwieg einige Augenblicke, dann begann ich ziemlich stockend: „Apropos, junger Mann! sagt mir doch, was habt Ihr denn eigentlich unternommen, daß jene Advocaten, unter deren Machtspruche Frankreich sich krümmt, Euch so verdammt aufsässig sind? Mich dünkt, Ihr müßt es doch ein wenig bunt getrieben haben.“

„Papa!“ begann Louis scherzend, wurde aber, als er in mein Gesicht blickte, plötzlich ernst und fuhr einlenkend fort: „Capitän! es war nicht der Rede werth. Drei Vaudeville-Couplets auf das Directorium, weiter wahrhaftig nichts.“

„Es ist nicht möglich!“ schrie ich überlaut und sprang von meinem Sitze auf.

„Nichts weiter, auf meine Ehre, Capitän. Und die Couplets waren noch dazu ziemlich unreif ausgefallen. Am 15. Fructidor wurde ich verhaftet, am 16. verurtheilt, und zwar anfangs zum Tode, dann aber, im Wege der Gnade, nur zur Verbannung.“

„Höllische Gnade!“ murrte ich mit zuckenden Lippen. „Die Herren Directoren sind übelnehmische Leute. Hier dieser Brief, der Euch bekannt ist, Louis, ertheilt mir den Befehl, Euch ohne Weiteres erschießen zu lassen!“

Louis schwieg; er kniff die Lippen etwas zusammen, aber er lächelte und bewies eine Fassung, welche älter zu sein schien, als neunzehn Jahre. Seine Augen wendeten sich zum Himmel. Ich wußte, dieser Blick galt seinem Weibe, und trocknete mir die Stirn, auf welcher Schweißperlen standen.

„Schandthaten, welche das feste Land ausbrütet, ist das feste Land gern zu deli.at auszuführen,“ fuhr ich fort. „Man läßt sie durch das weite, stumme Meer in's Werk setzen. O, solche Büberei kann nur die Erde ersinnen, nur das Meer verdecken! Louis, Ihr wiss't, ich habe Euch lieb, mir blutet das Herz, aber das Todesurtheil ist in aller Form da, die Executionsordre unterzeichnet, besiegelt — — ich kann bei Gott nicht anders!“

Louis verneigte sich und machte eine Bewegung mit der Hand nach mir. „Ich bin weit entfernt, Capitän,“ sagte er, „Euch Eurer Pflicht

abtrünnig machen zu wollen. Nur möcht' ich Jeannetten noch einmal sprechen und Euch bitten, sie zu schützen, wenn sie wirklich mich überlebt."

„Seid dessen versichert, guter Louis! Ich werde Jeannetten ihre volle Freiheit lassen; werde sie, wenn sie es verlangt, zu ihrer Familie zurück nach Frankreich führen. Sie folgte Euch freiwillig in die vermeintliche Verbannung und ist freie Herrin ihres Willens."

Ich mußte mich an einem Gegenstande festhalten, denn meine Knie wankten auf's Neue. Louis sprang mir bei und unterstützte mich kräftig. „Mein Vater!" sagte er mit milder Stimme, „wie bedaure ich Euch. Ihr leidet herbere Qual, als ich! O, meine Jeannette! möchtest Du mir doch im Tode folgen! Ich wünsche es um Deinetwillen. Gewiß, dieser Wunsch wird sich erfüllen, Jeannette wird mich nicht lange überleben, der Gram wird sie tödten!"

Ich erholte mich wieder. „Und nun laßt uns eilen," mahnte ich; „es ist besser so für uns Alle. Sprecht Eure Jeannette noch einmal, und dann rasch zu Ende!"

Louis faßte meine Hand, er drückte sie zermalmend, daß der Ring, den ich am Mittelfinger trug, mir tief in's Fleisch schnitt.

„Folgt meinem Rathe!“ setzte ich hinzu, „sagt Jeannetten nichts davon, was Euch und ihr bevorsteht. Ich werde es so einrichten lassen, daß sie nichts davon ahnet. Bricht später der Harm ihr Herz, desto besser! Aber folgt mir, sagt ihr nichts, nehmt keinen Abschied von Jeannetten, hört Ihr?“

„Ihr habt Recht, Capitän!“ sprach Louis sinnend. „Es soll geschehen. Auf mein Wort, durch mich soll sie nichts erfahren. Nur eine Viertelstunde gönnt mir noch bei ihr zu sein, und dann schnell, recht schnell an's Werk. Capitän! Ihr werdet sorgen, daß es schnell und sicher geht!“

Mit einem raschen Sprunge war er zur Thür hinaus. Ich war froh, allein zu seyn, ich mochte Niemand sehen und sprechen. Aber diese Erholung war mir nicht beschieden; denn kaum hatte Louis mich verlassen, so trat Jacques herein. Noch nie hatte ich ihn so gesehen; sein Gesicht war zerstört und bleich, die Augen standen ihm im eigentlichen Sinne zum Kopfe heraus.

„Um Gotteswillen, Capitän!“ sagte er mit bebender Stimme, „es ist hier Etwas vorgefallen, oder Etwas im Werke, etwas sehr Schlimmes; ich sah es an Louis Gesicht, der eben aus Ihrer Stube trat, mehr noch aus Ihren eigenen Mienen, und — — Teufel, da liegt der verdammte Brief erbrochen auf Ihrem Koffer! Der Brief, Capitän, hat böse Zeitung gebracht, nicht wahr?“

Ich schwieg. Statt der Antwort reichte ich ihm den mörderischen Brief zum Lesen hin.

Jacques durchflog ihn mit starrem Auge; seine Knie schlotterten. „Und Sie werden doch diese Henkerschrift nicht wahr machen, Capitän?“ fragte er mit durchdringendem Blicke und zerbröckelte das Siegelwachs des Umschlages.

„Kann ich anders?“ fragte ich zurück mit tiefgerunzelter Stirn.

„Capitän! ich hoffe, Sie werden den Blutbefehl unvollzogen lassen.“

„Nicht möglich, Jacques. Ich stehe in meinem Dienste, ich muß handeln nach meiner Pflicht, muß gehorchen.“

„Capitän! Um Gotteswillen, lassen Sie das nicht Ihre letzte Erklärung sein; üben Sie Gnade, Menschlichkeit!“

Ich schüttelte den Kopf und winkte ihm mit der Hand, mich zu verlassen.

„Zu Ihren Füßen flehe ich um Gnade, Capitän! — Oder noch Eines. Ich und Louis sind ziemlich von gleicher Größe, haben einerlei Haarfarbe. Wenn man mir die Augen verbände, das Tuch recht tief herunter über das Gesicht, wahrhaftig, Capitän, in der Finsterniß, die schon hereinbricht, und bei dem dichten Nebel, der auf dem Meere ruht, könnte ich es für Louis abmachen, und dieser in meinen Kleidern und in meinem Bote sich mit Jeannetten flüchten. Wahrhaftig, Capitän, das muß recht leicht gehen!"

„Kerl! Dein gutes Herz macht Dich zum Dummkopf. Welcher tolle Vorschlag! Und Du könntest glauben, daß ich Dich, den Unschuldigen, an der Stelle eines Verurtheilten würde erschießen lassen? Soll ich aus Nachgiebigkeit zum Mörder werden? Rede mir nicht mehr so tolles Zeug, Jacques. Könnte ich Louis mit meinem alten Herzblute retten, der Himmel ist mein Zeuge, ich würde es mit tausend Freuden thun. Aber Pflicht und Ehre gebieten, und ich kann nichts thun, als für ihn beten. Sein Blut über die, die ihn heimtückisch verurtheilten. Ist es doch nur ein Tropfen in den

Bächen unschuldigen Blutes, die Frankreichs Revolution getrunken hat!"

„So muß also unser Louis sterben, unwiderruflich sterben, Capitän?"

„Unwiderruflich, in wenigen Minuten. Der Himmel sei ihm gnädig!"

„Capitän, ich mache meine Bedingung geltend, ich bitte um augenblickliche Entlassung."

Ich sah ihm in's Gesicht. Seine Augen blickten durch Thränen trotzig mich an. „Du bist entlassen," sagte ich ruhig.

„Ich danke Ihnen, Capitän. — Leben Sie wohl! Leicht möchten wir uns nicht wiedersehen."

Jacques wendete sich zum Gehen, hielt plötzlich seinen Schritt an, blickte sinnend in einen Winkel und blieb stehen.

„Capitän! noch eine letzte Bitte. Louis ist mein Freund. Ich möchte nicht, daß seine Schüzzen faselten und den guten Jungen durch schlechtes Zielen marterten. Erlauben Sie mir, daß ich selbst drei der besten Schützen aus unsern Leuten wähle und die Execution commandire. Kann ich meinen armen Louis nicht retten, so will ich wenigstens mir die Ueberzeugung verschaffen, daß er schnell und schmerzlos aus dieser Welt scheidet,

und daß sein braves Herz eine gute, sichere Kugel findet.“

Dieser Antrag konnte mir nur erwünscht sein. Einmal wurde ich selbst dadurch jeder persönlichen Mitwirkung überhoben; denn ich wußte nunmehr Louis in guten Händen; und dann glaubte ich auch die letzten Augenblicke des armen Jungen dadurch zu erleichtern, daß ich ihm einen Freund gegenüberstellte und diesem das Commando anvertraute. Es liegt ein dunkler Trost in dem Gedanken, einen unvermeidlichen Tod mindestens in geliebte Hände legen zu dürfen, ihn von Freundeslippen aussprechen zu lassen.

„Ich will Deinen Wunsch erfüllen, Jacques; aber ich hoffe, Du wirst Alles gewissenhaft vollführen.“

Jacques verbeugte sich, wollte gehen, kehrte aber noch einmal um, küßte mir mit heißer Lippe die Hand und stürzte aus dem Zimmer.

Durch die halbgeöffnete Thür blickte ich ihm nach, aber wie ein Stein fiel es mir auf die Brust, als ich Louis Arm in Arm mit Jeannetten auf mein Zimmer loskommen sah. Der brave Junge hatte richtig Wort gehalten, weder durch Miene, noch durch Rede seinem Weibe Etwas

von der so nahen Katastrophe ahnen lassen. Spielend und tändelnd, wie immer, hing Jeannette an seinem Arm; er sah etwas bleich aus, dennoch erwiderte er ihre Liebkosungen und ihre Scherze. Jeannettens ahnungsloser kindlicher Frohsinn schnitt mir wie ein scharfes Messer in die Seele; ich mußte hastig ein Glas Wasser austrinken, denn es war mir, als sollte ich ersticken.

Jetzt trat das Pärchen in mein Zimmer; ich zündete mir emsig eine Cigarre an, um meinen Lippen, welche seltsam zuckten, eine Beschäftigung zu geben. Sie wollte nicht brennen, und ich nahm eine andere. Der Schweiß stand mir auf der Stirn.

„Papa!" sagte Louis mit etwas gebrochener Stimme, wie Einer, den ein kleiner Frost anwandelt, „meine Jeannette mag Ihnen eine kurze Zeit Gesellschaft leisten; es ist zu kalt für sie auf dem Verdeck. Jacques will mir noch Etwas erzählen, und der närrische Kerl wird immer nicht so schnell fertig. Lies' dem Capitän unterdessen Etwas vor, Jeannette."

Er drückte einen Kuß auf ihren Mund. Sie ließ ihr Taschentuch zur Erde fallen, und während

sie sich lachend danach bückte, warf er einen Blick auf sie, als wollte er ihre ganze Gestalt in den Stern seines Auges hinaufziehen. Ich winkte ihm mit den Augen; er verstand mich und ging mit schnellem, nicht ganz sicherem Tritte zur Thür hinaus.

Der Ankerbalken ist eine Art von Balkentreppe, welche aus dem Vordertheile des Schiffes hervortritt, und von wo aus man den Anker in's Meer wirft. Wer erschossen werden soll, wird gewöhnlich dahin gestellt, damit er von da in's Meer stürzt. —

Ich setzte Jeannetten so, daß sie die Thür im Rücken hatte, und reichte ihr ein Buch. Ob sie mir wirklich daraus vorgelesen, weiß ich in diesem Augenblicke nicht, denn ich hatte für Nichts Gehör, als für das draußen, außerhalb meines Zimmers beginnende, halblaute Geräusch. Ich saß Jeannetten gegenüber, so daß ich die Thür im Auge hatte und durch das in derselben angebrachte Glasfenster den ganzen Vorgang draußen mit ansehen konnte. Zum Glück dämmerte es schon merklich und überdies war der Nebel so dicht, daß alle Gestalten sich nur wie traumartige Schatten vor mir bewegten und, körperlos, auch keine

Körpergefahren zu theilen schienen. Jacques kam vom Verdecke zurück; er hatte also schon seine Leute ausgesucht und ihnen Ordre ertheilt. Ziemlich nahe vor meiner Thür traf er Louis. Er fiel ihm um den Hals und schien Abschied von ihm zu nehmen. Beide sprachen so leise, daß man nicht einmal den Laut, geschweige denn die Sylben vernehmen konnte. Jetzt trennten sie sich und schritten dem Vordertheile des Schiffes zu.

Jetzt also war der Schlag nahe. Es lief mir eiskalt über den Körper. Gut, daß Jeannette sehr eifrig in dem Buche blätterte, sonst müßte sie die ganze Hinrichtungsscene mir vom Gesichte abgelesen haben.

Nach wenigen Augenblicken sah ich, schaurig vom Nebel umhüllt, die Umrisse einer menschlichen Gestalt oben auf der Balkentreppe erscheinen. Alles im Nebel; es war, als würde ein einst auf Erden begangenes Verbrechen von Schemen und Schattengestalten nachgespielt. —

Mehrere Augenblicke Ruhe; die Gestalt oben stand noch auf ihrem Platze. Plötzlich blitzten im Nebel drei mattrothe, dunstige Strahlen auf, ein dreifacher Knall begleitete das flüchtige Licht, ihm unmittelbar folgte ein plumpendes Geräusch im

Wasser, von dem Falle eines Körpers verursacht. Die Gestalt oben auf dem Ankerbalken war verschwunden.

Als ich den Knall hörte, biß ich meine Cigarre mitten durch und mich noch tief in die Lippe. Jeannette ließ das Buch fallen, sah mir einen Moment starr in's Gesicht und sprang dann von ihrem Sitze auf, um nachzusehen, was es draußen gebe.

Ich mußte mich erst einige Augenblicke sammeln, ehe ich ihr folgen konnte. Ein greller Schrei — es war Jeannettens Stimme — riß mich aus meiner dumpfen Betäubung. Als ich aus dem Zimmer trat, lag Jeannette ohnmächtig in den Armen eines Matrosen.

Ich mochte sie nicht lange ansehen und wendete mich ab. „Wo ist Jacques?" fragte ich „Er könnte am besten ihre Pflege übernehmen."

„Jacques ist fort; einen Augenblick nach der Execution kappte er sein Bot und verließ unser Schiff."

Jetzt besann ich mich erst, daß Jacques Abschied von mir genommen hatte.

„Läßt mich der Nebel recht sehen, so fährt

dort sein Bot," fuhr der Matrose fort. „Wahrhaftig er ist es, er nähert sich dem Schiffe."

Wirklich kam er eifrig auf uns zu gerudert und legte sich an unser Schiff. Ich blickte hinunter in sein Bot. Im Hintertheil desselben lag, so viel mir der Nebel erkennen ließ, ein weißes Tuch über einen Körper gebreitet. Es waren einige rothe Flecken in dem Tuche.

„Was liegt da in Deinem Bote, Jacques?" fragte ich mit dumpfer Stimme.

„Louis Leichnam," sagte er trocken. „Ich habe ihn aufgefischt aus dem Meere. Er gehört mein. Wo ist Jeannette?"

Zu meinem Entsetzen stand diese hinter mir und starrte mit weitgeöffneten Augen hinunter auf das weiße Tuch. Die Worte: ‚Louis Leichnam' hatten ihre Lebensgeister aus der Ohnmacht aufgeschreckt. Sie starrte bleich, ruhig wie ein schönes, verjüngtes Gorgonenbild.

„Jeannette! wollen Sie mit mir und mit Ihrem Louis gehen?" fragte Jacques. „Ich führe Euch nach der Heimath, oder, will's Gott, in die Tiefen des Meeres, wo Raum für den Todten, wie für uns Lebende ist."

Jeannette schwieg, aber sie streckte ächzend ihre Arme nach dem weißen Tuche aus. Ich winkte. Man ließ eine Leiter hinab. Sie stieg in Jacques Bot. Ich sah noch, wie sie auf das weiße Tuch hin stürzen wollte und wie Jacques es ihr wehrte. Weiter ließ sich nichts wahrnehmen; denn Jacques stieß sogleich ab, und in einigen Augenblicken verschwand das Bot im Nebel und in der Abenddunkelheit.

„Glück zu!“ murmelte ich. „Jetzt ein tüchtiger Sturm, und das erbarmende Meer vermählt sie auf immer mit dem getödteten Gatten. Armer Jacques, Du wirst sie begleiten müssen! Armer Jacques! Armer Louis! Arme Jeannette!“

Seitdem wurde auf unserem Schiffe kein Wort mehr über den ganzen Vorfall gesprochen. Man wußte, daß ich Alles, nur dies nicht hören konnte. Alle meine Leute beobachteten, wie es schien, selbst unter einander ein starres Stillschweigen über dieses Ereigniß. Ein einziges Mal kam zufällig die Rede darauf. Ich sah am Halse eines der Männer, die, wie ich wußte, von Jacques zu der Execution ausgewählt worden waren, eine werthvolle goldene Kette, die ich früher einmal bei Jacques gesehen. Ich wollte sie Letzterem

damals abkaufen und sie einer entfernten Nichte als Geschenk senden. Allein Jacques wies in seiner kurzen Manier das Geschäft zurück, indem er mir sagte, daß diese Kette das einzige, ihm übriggebliebene Andenken von seiner Mutter, ihm also nicht verkäuflich sei. — Um so mehr wunderte ich mich, diese Kette jetzt in fremder Hand zu erblicken. Ich befragte den Mann und erfuhr nach einigem Zögern, daß Jacques sämmtliche werthvolle Gegenstände, die er besessen, unter die drei Schützen vertheilt und noch eine namhafte Summe Geldes hinzugefügt habe, nur damit sie gut zielen und den armen Louis auf den richtigen Fleck fassen möchten.

Ich mochte nichts weiter hören, da es auf diesen Vorfall hinauslief. „Guter Jacques!“ seufzte ich, „Du wirst freilich Deine paar Kostbarkeiten nicht mehr brauchen. Dein herrlichster, unzahlbarer Juwel, Dein Herz, ruht gewiß längst mit den Leichen der Freunde in der Tiefe des Meeres. Frieden mit Dir, guter Jacques, Frieden mit dem lieben kleinen Ehepaare!“

In Cayenne angekommen, machte ich wahr, was ich einst Louis und Jeannette als einen bloßen vorübergehenden Einfall hingeworfen hatte;

ich übergab meine alte Brigg in andere Hände, nahm zusammen, was ich rechtmäßig besaß und blieb in dem traurigen Lande der Verbannung. Es war mir hier wohler, als unter den freien Menschen des Continents; die Freiheit dort hatte ein zu blutiges Ansehen.

Von Frankreich hörte ich nur ungern erzählen. Sie hatten mir von dort aus einen Mord auf die Hand gelegt, der, obgleich mein Gewissen mich frei sprach, doch als ewig quälende Idee vor meiner Seele schwebte, mein Haar bleichte, meinen Nacken beugte.

Frankreichs Glanz und Siege, deren Kunde auch in unsern öden Weltwinkel drang, sahen mir so unnatürlich aus, daß ich nicht an ihren Bestand glauben konnte. Als aber die Nachricht kam, daß die letzten Nachzuckungen der Revolution im Kampfe gegen das verbündete Europa gestillt worden, daß die alte, dauernde Ordnung der Dinge wieder an die Stelle flüchtiger Erscheinungen und blendenden Scenenwechsels getreten sei, da wurde die Sehnsucht, meine Tage in der lang' entbehrten, von Willkühr und Gesetzlosigkeit gesäuberten Heimath zu beschließen, zu mächtig

in mir, und so kehrte ich im Jahre 1816 nach Frankreich zurück.

Paris gemahnte mich jetzt wie ein alter Bekannter, den hochmüthige Launen eine Weile uns entfremdet hatten und der nun, durch Erfahrung belehrt und zur rechten Bahn zurückgeleitet, seine alten aufgegebenen Freunde mit verdoppelter Herzlichkeit wieder aufsucht. Ich durchwanderte die Stadt eifrig in allen ihren Theilen; überall thaten sich mir theils liebe, theils schmerzliche Erinnerungen auf, und ich freute mich über meine alte Seele, die so unersättlich in diesem Meere wechselnder Erinnerungen umherschwamm.

Als ich eines Tages die Boulevards dahin strich, kam ein schöner Mann mit schwarzem geringeltem Haare mir entgegen. Er blickte zufällig mich an und blieb wie eingewurzelt stehen. Auch ich sah ihn an; meine Sinne schwindelten. „Herr des Himmels!" schrie ich außer mir, „das ist Louis, oder ich kenne mich selbst nicht mehr!"

„Er ist es, mein alter guter Capitän!" erwiderte der Fremde, der jetzt auch über meine Person nicht länger in Zweifel war, und drückte mich mit dem Ungestüm der Freude an seine Brust.

„So sprecht, Louis, welcher Zauber, welche Macht vor neunzehn Jahren Euch vom Tode rettete, welcher Wunderbalsam Euer von drei Kugeln durchbohrtes Herz heilte?“ rief ich zitternd vor Freude und Ueberraschung.

„Da kommt mein rettender Wundermann,“ entgegnete Louis und deutete hinter sich.

Und richtig, da kam Jacques und neben ihm eine schöne blonde Frau. Mir blieb kein Zweifel, es war Jeannette. Wie ein freudetoller Junge sprang ich auf die Beiden los. „Jacques!“ schrie ich, „Jeannette!“ und umarmte wechselnd Eines und das Andere. Auch Jeannette fiel mir unter Freudenthränen um den Hals. Sie war, obgleich neunzehn Jahre älter, noch immer das herzliche, liebe Wesen. Jacques war etwas alt geworden und wahrhaftig nicht schöner. Er zog sich, als ich ihn umarmen wollte, fast scheu zurück, haschte aber nach meiner Hand und küßte sie.

„Ich weiß nicht, ob ich träume oder wache!“ jauchzte ich. „Sagt mir nur in aller Eile, meine lieben, kleinen Freunde, wie war es möglich, daß Louis dem Tode entging?“

Jacques blickte verlegen zur Erde. Louis

aber sagte: „Der wunderliche Jacques, der sich jetzt seiner Edelthat zu schämen scheint, hat dem Tode jene List gespielt und mich ihm abgewonnen. Er wählte aus seinen Kameraden, die ja, wie Ihr wisst, Alle mit Leib und Seele an ihm hingen, seine drei vertrautesten aus, bestach sie noch außerdem durch alle Kostbarkeiten, die er besaß, und unterrichtete mich, indem er Abschied von mir zu nehmen vorgab, von seinem Plane. Der weitere Hergang ist sehr einfach. Meine Schützen hatten blind geladen. Auf ihren Schuß warf ich mich in's Meer. Der dichte Nebel begünstigte diese rettende Täuschung. Als einen guten Schwimmer habt Ihr mich kennen gelernt. Jacques Bot war bereit, ich erreichte es schnell. Ich warf mich auf den Boden seines Fahrzeuges. Jacques schnitt sich, um die Täuschung zu vollenden, in die Hand, benetzte ein weißes Tuch mit seinem Blute und warf es über mich. Jeannette wähnte, als sie in unser Bot stieg, meinen Leichnam zu umfangen; sie umfing den Lebenden, den Geretteten. Nach einer langen, angstvollen, an Entbehrungen reichen Fahrt erreichten wir in unserem kleinen Bote glücklich die Küste. Nach dem Sturze des Directoriums durften wir uns unbesorgt

nach Frankreich wagen. Ich wurde Advocat, erwarb Ehre und Vermögen — doch meine Geschichte ist aus. Jetzt kommt, Capitän! Ihr müßt meine beiden Jungen sehen. O, es sind ein paar blühende, herrliche Jungen!“

„O, altes, treues Meer, so hast Du die Tücke der Erde wieder einmal gut gemacht!“ rief ich; „und Du, Jacques! Jacques! Engel in rauher Gestalt! komm in meine Arme!“

„Was fällt Ihnen ein, Capitän? Das würde sich nicht schicken!“ brummte Jacques mit seiner alten Verdrossenheit und wendete sich ab, um sich die Augen zu wischen.

„Kerl!“ lachte und schluchzte ich, „ich weiß, Du bist selbst dann grob, wenn Du Einem das Leben rettetest und man Dir danken will. Aber jetzt sag' ich Dir, komm in meine Arme, oder Du sollst sehen, daß ein alter Seemann, wie ich, noch gröber sein kann, als Du.“

Jacques näherte sich zögernd. Er fiel mir an die Brust, barg seine feuchten Augen und murmelte: „Nun, weil Sie es befehlen, Capitän! so will ich Sie umarmen. Aber es schickt sich nicht für mich, wahrhaftig nicht!“

Der Felsensturz.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

Im Meißner Hochlande lebt unter Andern ein Schlag stiller und zufriedener Menschen, die in Schweiß und Mühe, bald von dem kalten Hauche des feuchten Felsens erstarrt, bald den brennendsten Strahlen der Sonne blosgestellt, mit Meißel, Keil und Hammer dem harten Gesteine ein karges Brod abzutrotzen streben und in einem einfachen, gefahrvollen und karg belohnten Leben dem steinernen Schooße des Felsens jenes Material abkämpfen, aus welchem Kunst und Luxus die dauerndsten Zeugen ihrer Größe aufführen. Gern vergißt der Mensch über den stolzen Bauherrn den harmlosen, bescheidenen Arbeiter, der mit Mühe und Gefahr das Material herbeiführt und somit eigentlich den ersten Grund zu solchen Prachtwerken legt. Ungekannt und einfach, dem eintönigen Schalle seines Hammers vergleichbar, fließt das Leben des Steinbrechers hin, bis zuletzt das Grab

ihn mit seinen stolzen Menschenbrüdern in gleiche Höhe und Tiefe bringt, oder bis wohl gar ein trotziges Felsstück — Dank seinem Fleiße! — durch ihn locker genug gearbeitet ward, um ihn schnell zu überfallen und zu erschlagen. — Die Gewohnheit, dieser in Zeit und Menschenleben so mächtig eingreifende Gott, macht diese Arbeiter stumpf für die Gefahren, welche ihr mühevolles Gewerbe mit sich bringt, und jene Felsmassen, welche ihr Beruf sie fortwährend bekämpfen lehrt, ja mit denen ihre eigene Natur gleichsam verwachsen scheint, verschwenden ihre Schrecknisse vergebens an den einfachen, aber festen Gemüthern dieser Männer. Ihre Losung ist, mit Gefahr die Gefahr zu verscheuchen, und so fahren sie unerschrokken fort, Felsenklippen, die in überhangender Richtung von selbst schon den Einsturz drohen, zu unterarbeiten, um dieselben zu dem angedrohten Sturze geflissentlich zu zwingen oder diesen herausfordernd zu beschleunigen, damit er nicht später und unvermuthet geschehe. Nicht selten wirft unter diesen Kühnen sich ein noch Kühnerer auf, der das vollbringt, wovor selbst seine Genossen zittern, und um einen geringen Lohn mit augenscheinlicher Lebensgefahr bis zum letzten Punkte

noch die Untergrabung einer Steinwand verfolgt, welche allen Uebrigen zu gewagt erscheint.

An dem einen Ende des romantisch zwischen der Kette der Hochgebirge und dem Spiegel der Elbe gelegenen Dörfchens Rathen stand von einer schützenden Linde überdacht und nach allen Seiten hin beinahe ganz in Epheu versteckt ein kleines freundliches Haus, auf welches die Morgensonne ihre frischen Strahlen warf. Der junge Tag regte sich nur leise, halb noch träumend in dem Dörfchen; da öffnete sich schon die Thür jenes Hauses, und ein niedliches Mädchen trat heraus, eine Gießkanne in den Händen, um die Blumen des kleinen Gartens zu begießen. Das jugendliche, blühende Gesicht hatte, so viel der breite gelbe Sommerhut sehen ließ, einen recht wunderbaren Ausdruck von Schwermuth und Schalkhaftigkeit. Die kleine schöne Gärtnerin blickte erwartungsvoll über den Gartenzaun nach dem Fußwege hin, welcher an ihrem Hause vorbei zu den sogenannten weißen Steinbrüchen hinführte. Plötzlich leuchtete ihr munteres blaues Auge in erhöhtem Feuer, und in wenigen Augenblicken stand ein schöner, hochaufgewachsener Jüngling vor dem Garten-

zaune und reichte, den schweren Hammer einstweilen bei Seite legend, ihr traulich die Hand.

„Ei, Du bist ja heute schon sehr frühzeitig auf dem Wege zur Arbeit, guter Friedrich.“

„Muß ja wohl, liebes Kind. Wollen heute noch so einen alten Trotzkopf, eine tüchtige Steinwand, zum Fallen bringen, an der wir nun schon ein halbes Jahr arbeiten. Meine Kameraden freuen sich auf das Trinkfest; d'rum soll und muß heute die Wand brechen, es koste was es wolle. Wird auch geschehen, denn die Wand ist nunmehr schon über zehn Ellen tief unterhöhlt.“

„Hilf Himmel!“ rief das Mädchen erbleichend, „und Ihr verwegenen Menschen waget Euch noch immer unter die Wand! Weißt Du nicht, wie erst vor wenigen Monaten eine solche Wand jählings niederstürzte, die Elbe sogar aus ihrem Bette und ein auf derselben segelndes Fahrzeug weit auf die benachbarte Wiese hinüber warf? Seitdem hat sich in diesen Brüchen noch so manches Unglück ereignet, mancher Brecher ist von den plötzlich herabfallenden, unterhöhlten Steinmassen erschlagen worden, und Dich, Friedrich — mich schaudert, wenn ich daran denke! — erwartet bei Deiner Vermessenheit gewiß noch ein

ähnliches Schicksal. O, sei vorsichtig, lieber Friedrich; sei es mir zu Liebe, gedenke meiner Angst!"

„Mein liebes gutes Klärchen!" rief Friedrich ergriffen und drückte die Hand seines warnenden Schutzengels noch fester, „Deine Sorge um mich entzückt mich mehr, als alle Steinwände dieser Bergkette mich schrecken können! Aber glaube mir, ich und die Felsen sind gute Bekannte; wir verstehen uns, und so habe ich Nichts von ihnen zu fürchten. Heute aber muß tüchtig gearbeitet werden. Die Wand widersteht schon so lange, daß der Brucheigenthümer den Arbeitern, die sie nunmehr zum Sturze bringen, ein gutes Extrageld zugesagt hat; und Du weißt, ich habe Ursache zu geizen. Es gilt ja unsrer Vereinigung!"

„Ach, Friedrich! an so Etwas ist ja dennoch nicht zu denken. Du bist arm, und mein Vater hat ein kleines Vorurtheil für Geld und Weltgut, das uns ewig im Wege stehen wird. Dein Vormeister freiet um mich, wie Du weißt, und mein Vater ist fest entschlossen, diesem mir verhaßten Manne, einzig um seiner einträglichen Stelle willen, meine Hand zu reichen."

„O, jetzt hasse ich diesen widrigen Kerl noch

mehr!" sagte Friedrich mit blitzendem Auge. „Allgemein wundert man sich, daß der Besitzer des Steinbruches diesem unwissenden und boshaften Manne die Vormeisterstelle so lange in den Händen läßt. Doch auch seine Stunde wird kommen, und, täuscht mich mein Auge nicht, so naht er eben jetzt in Person dem Hause. Wahrhaftig, er ist es. Ich werde indeß hinter das Haus treten, damit ich nicht auch außer der Arbeit mit ihm sprechen muß."

Auch Klara wollte sich entfernen. Aber der Vormeister hatte sie bereits wahrgenommen, rief ihr mit seiner heisern Stimme einen guten Morgen zu und eilte hinkend auf das Haus hin.

„Ei, Herr Vormeister, Ihr hinkt ja bedeutend," bemerkte Klara mit einem Anfluge von Spott und Bedauern und deutete auf den mit dicken Tüchern umwickelten linken Fuß des Freiers.

„Ist mir gestern ein Malheur passirt," ächzte der Vormeister und zog, während er stillstand, den schmerzhaften Fuß wie ein Kranich in die Höhe. „Ein herabbröckelnder Stein ist mir unversehends hier auf den Vorderfuß gefallen; das brennt wie Höllenstein."

„Ihr armer Mann! Aber wenn Gestein abzubröckeln beginnt, so ist das ja immer ein Zeichen, daß eine Wand bereits locker ist und bald zum Sturze kommen muß. Ich bitte Euch, sagt mir, Herr Vormeister, es hat doch keine Gefahr mit der Wand, welche jetzt unterhöhlt wird?“

„Ei, was Ihr ängstlich um mich seid, schönes Kind!“ schmunzelte jener, und sein tückisches Auge blinzelte mit widerlicher Freundlichkeit. „Nun, beruhigt Euch nur, so gar schnell fällt so eine Wand nicht, und wenn es ja geschieht, so muß ja nicht eben der Vormeister dabei sein. Man giebt sich ja bei seinem Amte nicht gerade der dringendsten Gefahr preis. Senkt sich solch' ein Felsblock auch etwas unerwartet, so fällt er höchstens einigen Steinbrechern auf den Kopf, armen Teufeln, die ohnedies ein erbarmenswürdiges Leben führen und an ihrem Dasein wahrhaftig nichts verlieren.“

„Wirklich, Herr Vormeister? Seht doch, wie menschenfreundlich Ihr seid,“ sagte Klara erbleichend und wollte sich von dem Zaune entfernen. Aber der Vormeister hielt sie bei der Hand fest.

„Nein, schönes Klärchen, so entkommt Ihr mir nicht. Nach der Zusage Eures Vaters darf

ich Euch schon als meine Braut betrachten. Euer schönes Mitleid hat meine ganzen Gefühle in Alarm gesetzt. Ich muß, hol' mich der und jener, ich muß zum Abschiede einen Kuß von Euch haben."

„Um keinen Preis!" rief Klärchen und wollte sich losmachen. Aber der Zudringliche hielt sie immer fester und dehnte sich auf seinem gesunden Fuße aus Leibeskraft, um über den Zaun hinüber mit seinem Munde den ihrigen zu erreichen. Schon war er seinem Ziele nahe. Da wurde es dem guten Friedrich, welcher ungesehen Zeuge des Auftritts war, in seinem Verstecke so mächtig heiß, daß er sich nicht länger halten konnte, sondern hastig hervorsprang und, mit finsterm Blicke den Dränger auf die Seite schiebend, ihn heftig anschrie: „Pfui, Herr Vormeister, auf solche Weise bittet kein Ehrenmann um ein Liebespfand!"

„Teufel!" fluchte der Angegriffene, indem er das Mädchen losließ und mit hämischem Ausdrucke auf den Störer blickte, plötzlich aber zu grinsender Freundlichkeit überging und recht gutmüthig grüßte. „Ein Späßchen," lachte er, „ein bloßes Späßchen. Ich hätte es wahrhaftig nicht weiter getrieben. Will nicht weiter stören. Adieu, Ihr guten Kinder! Ihr folgt mir doch recht bald

zum Steinbruche, fleißiger Friedrich, damit wir hübsch zeitig an die Arbeit gehen und die Steinwand brechen. Adieu!"

Damit hinkte er fort; doch war er diesmal seiner Wuth so wenig Herr, daß seine Freundlichkeit bei den letzten Worten sich in eine wilde, fast blutdürstige Miene verwandelte, vor welcher Klara erbebte.

Sie machte ihren Geliebten aufmerksam auf des Vormeisters Wuth; doch dieser blieb sehr gelassen. „Ei, mag er vor Zorn und Eifersucht bersten!" sagte Friedrich. „Ich thue meine Schuldigkeit, arbeite fleißig und gut, das wissen alle meine Kameraden, und so kann er mir nichts anhaben. Doch jetzt lebe wohl, liebes Klärchen, damit ich nicht zu spät im Bruche bin, und der Vormeister keinen Grund zur Klage hat."

Er ging. Klara, von einer seltsamen Angst beklommen, rief ihm mit flehender Stimme nach, sich keiner Gefahr auszusetzen und sein Leben nicht um die Aussicht eines eitlen Gewinnes preiszugeben.

Als Friedrich in den Bruch kam, fand er dort den Vormeister mit den Steinbrechern in einem Wortwechsel.

„Sagt, was Ihr wollt, Herr Vormeister," rief Berthold, einer der bravsten und kühnsten Steinbrecher, „wir dürfen heute ohne Lebensgefahr die Wand nicht weiter unterhöhlen, denn binnen wenigen Stunden stürzt sie von selbst. Sie hat sich während dieser Nacht mindestens um einen Zoll gesenkt. Seht her; die Steifen *), welche gestern noch ganz locker waren, pressen heute schon dergestalt gegen den Felsen, daß man sie nicht mehr bewegen kann. Die Thonpfeifen, welche ich gestern Abend in den äußersten Winkel der Senkung legte, fand ich heute zerbrochen, ein neuer Beweis, daß der Felsen schon stark hernieder drückt. Auch bröckelt und knistert es unaufhörlich in dem Gestein, lauter Anzeichen, daß die Wand baldigst herunterkommt. Niemand, dem sein Leben lieb, darf hier mehr Hand anlegen."

„Berthold hat Recht," riefen die übrigen Steinbrecher einstimmig. „Wir müssen diese Stelle verlassen, jeder Augenblick bringt Gefahr, die Wand kann im nächsten Momente stürzen."

---

*) Steifen (Stützen) nennt der Steinbrecher jener Gegend die unter dem unterhöhlten Theile des Felsens locker angebrachten Baumstämme, welche bestimmt sind, den zu schnellen Sturz einer Wand zu verhindern.

„Hahaha!“ lachte der Vormeister spöttisch, „Ihr seid mir beherzte Leute, wollt ein Trinkfest, aber Nichts thun. Auf diese Weise ist alle vorher gehabte Mühe, sind alle aufgewendeten Kosten fruchtlos. Ich wette, daß, wenn die Unterhöhlung nicht fortgesetzt wird, die Wand noch Monate lang stehen bleibt, bis sie dann einst ganz unerwartet herabstürzen und wer weiß wie viel Unglück anrichten wird. Seht Ihr nicht, daß beinahe alle Loosungen *) dieser Steinwand nicht in verticaler, sondern horizontaler Richtung laufen, daß mithin sich nur schwer eine Masse von der übrigen lösen kann?“

„Wenn Ihr dessen so gewiß seid, Herr Vormeister,“ fiel ihm ein alter Steinbrecher in's Wort, „warum unternehmt Ihr dann die Arbeit nicht lieber selbst und beschämet unsre Feigheit?“

„Schickt sich nicht für meinen Stand!“ erwiderte der Aufgeforderte ausweichend und sah die widerspenstigen Arbeiter mit schlecht verhehltem Ingrimm an. Da fiel sein Blick auf Friedrich, welcher schweigend und ziemlich gleichgültig Zeuge

*) Loosungen — die natürlichen Ritzen, durch welche die einzelnen, über einander geschichteten Steinlagen sich abtheilen.

des Auftrittes war. — „Ihr auch hier, wack'rer Friedrich," sagte er, und ein seltsamer Ausdruck unnatürlicher Freundlichkeit und lauernder Bosheit entstellte sein von Natur unangenehmes Gesicht zur vollkommenen Fratze. „Ja, wenn alle Eure Kameraden zu feig sind, sich der nur scheinbar drohenden, wahrhaftig gefahrlosen Arbeit zu unterziehen, so wette ich, daß wenigstens Ihr anders denkt. Ihr seid ja der muthigste Arbeiter, seid ein begünstigter Liebhaber. Welche Ehre für Euch, das zu unternehmen, wovor den Andern thöricht graut! Auf, macht Euch rüstig an die Arbeit. Der Herr, welcher das Werk um jeden Preis beendigt wünscht, wird Euch gewiß tüchtig belohnen, wird, wenn Ihr ihn darum angeht, selbst bei Klaras Vater ein Wort für Euch einlegen, Euch zum Aufseher erheben — und Euer Glück ist dann gemacht!"

„Herr Vormeister!" entgegnete Friedrich sehr ernst, „ich zweifle stark, daß es Euch so um's Herz ist, wie Ihr sprecht. Daß aber unser guter Herr meinen Muth allerdings auf eine solche Weise belohnen würde, wie ihr da andeutet, glaube ich desto zuversichtlicher und darum thue ich Euch vielleicht den Willen."

Er besah sich prüfend die Stelle. „Es ist wahr,“ sagte er dann, „nach dem Laufe der Loosungen zu urtheilen, könnte die Wand schon noch eine Weile widerstehen, obgleich viele andere Anzeichen für einen nahen Sturz sprechen. Sei es d'rum; es gilt die Aussicht auf mein Lebensglück, auf den Besitz eines Kleinodes, ohne welches ich nicht leben kann. Ich werde mich sogleich an die Arbeit machen!“

Der Vormeister zog ein heimtückisch-zufriedenes Gesicht. Die übrigen Steinbrecher aber wollten Friedrich mit Gewalt aus dem Bruche führen, indem sie meinten, daß er hier nothwendig sein Leben einbüßen müsse. Doch Friedrich drängte sie sanft zurück und legte sein Werkzeug bereit. Da überließen sie ihn kopfschüttelnd seinem Schicksale. Berthold aber trat vor Friedrich und fragte noch einmal dringend: „Du willst also durchaus die Arbeit fortsetzen, Bruder?“

„Ich habe es Euch gesagt, Kameraden, daß mein Lebensglück davon abhängt; ich muß also.“

„Gut!“ fuhr Berthold fort, „man soll nicht sagen, der Berthold habe einen Kameraden in gefährlicher Arbeit allein gelassen. Ich werde bei Dir bleiben, Bruder, Deine Arbeit

theilen. Vereint werden wir den alten steinernen Trotzkopf da schneller beugen und so wenigstens die Zeit der Gefahr kürzen. Laßt uns allein, Brüder. Ich und Friedrich werden an die Arbeit gehen. Gott mit uns! Läuft es übel ab, so weinen wenigstens keine Weiber und Kinder um uns Beide."

Friedrich drückte dem wackern Kameraden die Hand. Die übrigen Arbeiter aber, nachdem sie noch einen vergeblichen Versuch gemacht, die Beiden zum Fortgehen zu bereden, verließen mit ziemlich eilenden Schritten den Bruch. Unter ihnen war der Vormeister keiner der Letzten. Friedrich und Berthold begannen ihre Arbeit.

Während jener Vorgänge im Steinbruche verweilte Klara unruhig in ihren Hausräumen. Eine unerklärliche Angst drückte ihre Seele. Sie ahnte ein Unglück, ohne zu wissen, wo und über wen es hereinbrechen solle. Endlich litt es sie nicht länger im Hause; sie eilte in's Freie und schlug den Weg nach den Steinbrüchen ein. Wenige Schritte von ihrer Wohnung begegnete sie dem Vormeister. Er war ausnehmend freundlich, sprach

sie an und brachte sogleich das Gespräch auf Friedrich, über den er sich, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, in Lobeserhebungen aller Art erschöpfte und ihr Glück zu seiner Zuneigung wünschte.

„Ein äußerst wack'rer Junge, dieser Friedrich!“ sagte er; „arbeitsam, verständig und unternehmend wie Keiner. Hat sich eben jetzt einer Arbeit unterzogen, einer Arbeit, die keineswegs gefährlich, nein wahrhaftig, durchaus nicht gefährlich, aber doch auf den ersten Anblick etwas überraschend ist, und zu welcher daher die andern feigen Kerle sich nicht verstehen wollten. Aber es wird ihm Früchte tragen, dem braven Jungen; ich selbst werde mich bei unserem Herrn eifrig für ihn verwenden. Eine einträgliche Aufseherstelle kann ihm gar nicht ausbleiben, und dann bin ich auch großmüthig genug, gern von Rechten abzustehen, die mir Euer Vater auf Eure Hand gab, und den wackern Friedrich auch von dieser Seite zu belohnen.“

Klara vernahm wenig von diesen Ausbrüchen seiner Großmuth, sie hatte nur Ohr für die Gefahr, welcher Friedrich sich unterzogen, wie sehr der Vormeister sich auch bemühte, dieses zu um-

schreiben. Die widernatürliche Freundlichkeit dieses Mannes erfüllte sie mit Grauen; sie fürchtete jetzt die Gefahr doppelt, da jener sie mit so vieler Leutseligkeit erzählte und geflissentlich zu verkleinern suchte. Ohne Abschied ließ sie den großmuthsvollen Mann stehen, der ihr etwas verblüfft nachsah, und eilte den Steinbrüchen zu.

Jetzt bog sie um eine Bergecke und hatte nunmehr den Steinbruch im Auge. Sie sah, wie Friedrich und Berthold unter der schroff überhangenden Wand emsig arbeiteten. Da war es ihr plötzlich, als wanke der Gipfel des Felsens, ja als wanke mit ihm die ganze sie umgebende Natur. Sie schrie laut auf, sah mit brechendem Auge noch, wie die beiden Unglücklichen auf ihr erhobenes Geschrei gegen einander liefen, und wie die ungeheure Felsenwand mit furchtbarem Krachen über ihnen zusammenstürzte. Der Sturz geschah mit so entsetzlicher Heftigkeit, daß die obersten Steinschichten sich ganz nahe an Klaras Füßen lagerten. Sie nahm nichts mehr davon wahr; ihre Lebensgeister schwanden, einer Todten ähnlich sank sie auf das Gerölle nieder. Der Donner des fallenden Felsens verhallte, und stummgeheimnißvoll, wie in schweigender, gesättigter

Mordlust, lastete das ungeheure Grab über zwei schnell erloschenen Menschenleben.

Das Krachen der eingestürzten Bergwand war weit in der Gegend vernommen worden, und nach wenigen Minuten eilten von allen Seiten die Arbeiter herbei, um die gräßliche Verwüstung mit anzusehen. Sie fanden die ohnmächtige Klara, und sogleich wurden Mittel angewendet, sie in's Leben zurückzurufen. Es gelang; sie erwachte. Ihr erster Blick fiel auf ihren weinenden Vater, ihr zweiter auf den Vormeister, der sich gar theilnehmend zeigte und sich unglaublich viel um sie zu schaffen machte. Sie fühlte sich todesmatt, keines Abscheu's, nicht einmal eines lebhaften bewußten Schmerzes fähig. Von einem dumpfen, sinnverwirrenden Wehe gefesselt, starrte sie mit beinahe gleichgültigem Blicke auf das schaurige steinerne Chaos, wo unter Trümmern und Gerölle noch der letzte Seufzer des Geliebten mit ihm selbst begraben lag, auf das mit schauriger Planlosigkeit aufgethürmte wüste Grab, unter dessen ungeheuren Lasten Ton und Gedanke erstickte.

Der Vormeister geberdete sich sehr betrübt, wie wenig auch dergleichen Aeußerungen zu seinen Mienen, wie zu seiner Stimme passen wollten. „Mein

Gott!“ sagte er mit gepreßter Weinerlichkeit zu Klara, „wer hätte so Etwas vermuthen können? Ich hatte Gutes im Sinne mit dem armen Friedrich, wollte ihm Gelegenheit geben, die Aufmerksamkeit unsrer gnädigen Herrschaft auf sich zu ziehen, sich in Gunst bei ihr zu setzen und so sich eine gute Stelle, eine glückliche Zukunft zu gewinnen. Der gute Friedrich hat aber die Arbeit nicht am rechten Flecke angegriffen, denn sonst wäre gar keine Gefahr dabei gewesen. Ich hatte ihm mehr Erfahrung, mehr Kenntniß zugetraut; aber er war der Aufgabe nicht gewachsen, hat nicht an der richtigen Stelle weiter gehöhlt, die Steifen nicht gehörig angebracht und so mußte er es mit seinem jungen Leben bezahlen. Nun todt ist todt; ihm ist wohl, wir waschen unsere Hände in Unschuld! Ihm und keinem Andern hätte ich meine Ansprüche an das schöne Klärchen großmüthig abgetreten. Nun er dahin ist, nehme ich meine Rechte wieder auf. Ihr braucht in Eurem Schmerze einen Freund, einen Tröster. Reicht mir Eure Hand, Klara; Ihr werdet in mir einen liebenden Gatten, einen warmen, sorgsamen Freund finden!“

Bei diesen wohlgesetzten Worten ergriff er

Klaras Hand und drückte eine Unzahl Küsse darauf. Gedankenlos und stumpf ließ sie ihm ihre Hand. Jetzt nahm auch ihr alter Vater das Wort: „Ja, mein Klärchen, erfülle meinen und dieses wackern Mannes Wunsch, reiche ihm Deine Hand, damit Dir eine Stütze wird; denn mich alter Mann hat dieser letzte Schlag so tief gebeugt, mich wirst Du nicht lange mehr an der Seite haben. Gönne mir den Trost bei meinem nahen Ausgange aus der Welt, Dich, mein einziges, theures Kind, versorgt zu wissen!“

Der flehende Ton der väterlichen Stimme lös'te Klaras starres Entsetzen in überfließende Wehmuth. Ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen, die, wie ein neu aufgethaner Quell, anfangs spärlich, dann immer reichlicher flossen. Sie war willenlos wie ein Kind. — „Ich werde Alles thun, was Ihr verlangt, mein Vater!“ sagte sie mit leiser, klangloser Stimme. „Nur Einen Wunsch gewährt mir!“ setzte sie etwas lebhafter hinzu. „Schafft mir Friedrichs Leichnam, daß ich ihm noch ein Lebewohl sage, ihm eine Blume in sein Grab mitgebe!“

„Theures Klärchen!“ erwiderte der Vormeister etwas verlegen, „das wird nicht so schnell

abzuthun sein. Glaubt Ihr, jene ungeheuren Felsenblöcke, welche über den beiden armen Teufeln aufgeschichtet liegen, lassen sich so leicht wegtragen wie ein Haufen Flaumfedern? Alle unsere Arbeiter haben vielleicht Monate lang wegzusprengen, wegzuhacken und zu schaufeln, ehe sie sich bis zu jener Tiefe hinunterarbeiten, wo wahrscheinlich stückweise die beiden Erschlagenen liegen. Der schauderhafte Anblick würde Euch übrigens den Tod bringen. Schlagt Euch das aus dem Sinne!"

„Könnt Ihr Eurer Braut gleich die erste Bitte versagen?" mahnte Klara und richtete ihr schönes, thränenreiches Auge flehend zu ihm hinauf. Dieser Blick wirkte Wunder. „Es sei!" sagte der Vormeister. „Alle Arbeiter sollen schon in der nächsten Minute an das Werk gehen; ich werde Sorge tragen, daß man, so viel nur in Menschenkräften steht, es fördere. Wenn ich aber Euren Wunsch erfüllt habe, so bereitet mir auch den Lohn! Und jetzt, theure Klara, geht mit Eurem Vater nach Hause, pflegt und erholt Euch. Ich wünsche keine weinende Braut zum Altar zu führen."

Klara verließ mit ihrem Vater den Schauplatz

des Schreckens. Der Vormeister aber ungeduldig, den Lohn seiner Galanterie zu ernten, spornte alle Arbeiter zu dem unausgesetztesten Fleiße an. Es wurde gehämmert, gepocht und gegraben, als gelte es den Erdball zu zerstücken, und schon am dritten Tage trat der Vormeister in Klaras Zimmer.

„Ich rechne auf Euren Dank, schönes Klärchen,“ sagte er mit anspruchsvoller Geberde. „Meinem Eifer und dem durch mich angetriebenen Fleiße unserer Steinbrecher ist beinahe das Unmögliche gelungen. Macht Euch gefaßt; in einer Stunde schon dürfen wir hoffen, die Leichname aufzufinden. Ich habe für die beiden armen Teufel bereits ein Grab auf unserem Friedhofe graben lassen, und eben jetzt trägt man die beiden Särge nach dem Steinbruche hin, um die Leichen Friedrichs und Bertholds, sobald man sie gefunden, hineinzulegen.“

Er führte Klara an's Fenster, und diese sah mit Entsetzen zwei Särge vorübertragen. Der Gedanke, daß einer derselben den blutigen, entstellten Leichnam des Geliebten aufnehmen sollte, erschütterte sie in allen Tiefen ihres Wesens. Dennoch behielt sie ihr Bewußtsein, winkte ihrem

Vater und begab sich, auf ihn gestützt, nach dem Bruche.

Dort war Alles in voller Arbeit. Die Steinbrecher waren unter anhaltenden Beräumungsanstalten bis zu einem großen Steine vorgedrungen, unter welchem sie die Körper der Erschlagenen vermuthen durften. Sie schickten sich an, denselben mit vereinter Anstrengung wegzuwälzen; da schrie plötzlich Wolfgang, einer der Steinbrecher, mit gewaltiger Stimme: „Ruhe!“ — Augenblicklich verstummte die Arbeit; Wolfgang beugte sich nieder, legte sein Ohr an den Stein und deutlich vernahmen jetzt er und die Näherstehenden einen schwachen Hülferuf aus der Tiefe, der sich mehrere Male wiederholte.

„Herr des Himmels!“ rief Wolfgang außer sich, „unter diesem Steine ist noch Leben. Um Gotteswillen, rückt den Stein mit äußerster Vorsicht hinweg, damit er nicht in die Höhle, welche sich unter ihm gebildet zu haben scheint, hineinstürzt und die Oeffnung zertrümmert!“

Klara, Zeuge dieses Vorganges, sank in die Knie und blickte, die Hände krampfhaft fest auf ihrer Brust gefaltet, mit Inbrunst zum Himmel. Der Hauch des Gebetes bewegte nur leise ihre

Lippen. — Der Vormeister fuhr wie aus einem schweren Traume auf und blickte stumpf und verdrossen zur Erde.

Mit scheuer Vorsicht hatten die Arbeiter nach einigen Minuten den Stein glücklich hinweggewälzt, und unter demselben eröffnete sich eine niedrige Höhlung, aus welcher der Hülferuf jetzt vollkommen deutlich hervorscholl. Man arbeitete nun mit doppelter Anstrengung an Erweiterung der Höhle, und schon nach Verlauf einer Viertelstunde war dies so weit bewerkstelligt, daß man die beiden Verschütteten heraushob.

Ein Wunder hatte sie gerettet. Beide lebten. In einem Sturme von Seligkeit und Angst warf sich Klara an Friedrichs Brust, während die sonnverbrannten Arbeiter jauchzend und weinend die Gruppe umringten und den zwar bleichen, aber wohlbehaltenen Berthold wie ein wiedergefundenes Kind herzten.

Hunger und Durst, mehr aber noch die eisige Kälte des Gesteins und die Unbequemlichkeit der Lage — sie hatten in ihrer Höhle nur gebückt sitzen können — hatten Beide ziemlich hart angegriffen. Man reichte ihnen Erquickungen, und die jugendliche Kraft erholte sich von Minute zu Minute.

Neugierig drang Alles in sie, das Wunder ihrer Rettung zu erfahren, und aus ihrer Erzählung ergab sich ungefähr Folgendes:

Beim Zusammensturz der Felsenwand hatten sie sich unwillkürlich auf den Boden niedergeworfen; in dieser Lage wurden sie verschüttet. Die Gewalt des Luftdruckes und das Krachen des Felsens so nahe über ihren Häuptern hatte alle ihre Sinne anfangs betäubt und stumpf gemacht; das unterbrochene Lebensbewußtsein kehrte endlich mit jenen trüben, quälenden Zweifeln wieder, die jede noch so glücklich bestandene Gefahr mehr oder minder in uns zurückläßt. Ihre Gefühle ermannen sich, mit ängstlichem Zweifel betasten sie ihre Glieder, ob sie wirklich unbeschädigt sind oder ob nur die Gewalt des Schreckens ihr Gefühl betrügt. Die Lebensthätigkeit kehrt wieder, doch beschränkt sich dieses Bewußtsein bei Jedem auf sich selbst, und Keiner ahnt in den ersten Augenblicken, daß er nicht allein in diesem finstern Grabe athmet. Ein tiefer Seufzer macht dem unterbrochnen Athmen neue Bahn, und Jeder ist erstaunt, diesen Seufzer durch einen andern beantwortet zu hören, den er anfangs für den Wiederhall seines eignen hält, bis Jeder sich von dem Dasein des andern

Leidensgenossen überzeugt. Mit verhaltner, ängstlicher Stimme ruft endlich der Eine seinem Gefährten zu und fürchtet ein Todesröcheln zur Antwort zu erhalten, aber mit schmerzlicher Lust erkennen sich Beide an diesem Orte des Schreckens und der Abgeschiedenheit wieder, und der mächtige Reiz der Mittheilung siegt über Schmerz und Bewußtsein der Todesgefahr. Ihre Taschenuhren zeigten bei dem schwachen Schimmer eines glimmenden, an einem vorhandnen Feuerzeuge angezündeten Zunderfleckens den Lebendigbegrabenen den schleichenden Gang der Stunden, während ein geringer Vorrath von Brod ihren Hunger nothdürftig beschwichtigte. Die empfindliche Kälte des Gesteins brachte sie auf den Gedanken, Feuer anzumachen; sie zerspalteten daher die Stiele ihrer Beile und suchten dieselben in Brand zu stecken; aber der erstickende Rauch, welcher, weil er keinen Abzug hatte, die Höhle erfüllte, nöthigte sie, das Feuer schnell wieder ausgehen zu lassen und sich so gut als möglich durch die kleinen, mit Stroh angefüllten Kissen gegen die Kälte zu verwahren, welche die Steinbrecher bei Unterarbeitung der Steinwände unter die Schulter zu legen gewohnt sind, da sie diese Arbeit meist liegend

verrichten müssen. Die eingeschlossne Luft dagegen beängstigte sie mehr und mehr; denn nur durch eine im Hintergrunde der Höhle befindliche ganz kleine Oeffnung, durch welche nicht einmal ein Lichtstrahl zu dringen vermochte, war einiger Luftzug bemerkbar. Auf alle erdenkliche Weise suchten sie, oft von heißer Angst und wilder Sehnsucht nach Licht und Leben erfaßt, sich den außerhalb der Höhle Arbeitenden bemerkbar zu machen, sie schlugen z. B. mit den eisernen Spitzhauen zusammen, aber alle ähnlichen Versuche, ihren Rettern draußen ein Zeichen ihres Daseins zu geben, blieben fruchtlos, und ihr Rufen verhallte innerhalb der sie umdrängenden Felsblöcke, während durch den dem Gesteine sich mittheilenden Schall ihnen fast kein Wort der außerhalb der Höhle Beschäftigten entging. Ungeachtet, wie der Schall der Hämmer von außen ihnen vermuthen ließ, die Rettung immer näher kam, so fürchteten sie dennoch, daß dieselbe nicht von der richtigen, allein zugänglichen Seite des Steinbruchs aus versucht werden möchte, indem sie aus der Stellung der Felsen gegen einander ihre Lebensrettung nur von der vordern Seite her, von welcher sie auch glücklicher Weise erfolgte, erwarten konnten, während

ein Durchbruch von jeder andern Seite den Zusammensturz der sie sichernden Höhlung bewirkt und sie im Augenblicke der gehofften Rettung dem Tode Preis gegeben haben würde. So gewiegt zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Sehnsucht und Todesangst, hatte dieser zweifelhafte Seelenzustand zuletzt in düstrer Ergebung geendet, in welcher sie mit dem Leben bereits abschlossen. Die Ursache ihrer Rettung war übrigens eben so wunderbar in ihrem Zusammentreffen, als natürlich in ihrer Erscheinung. Die Höhlung, welche die Verschütteten unter ihren Schutz genommen und ihnen zum Obdach gedient hatte, war nämlich durch das untergrabne untere Stück der sinkenden Felswand gebildet worden, welches — da im Ueberschlagen der obere, schwerere Theil der Bruchfläche den untern Theil, der sich vermöge einer horizontalen Loosung von dem obern abwärts getrennt, zurückdrängte und sich von vorn gegen dessen gänzlichen Fall anstemmte — sich quer über die Geretteten gelegt und so gleichsam einen Schild über sie gebildet hatte, der sie nach allen Seiten hin hohl umschloß.

Dankbar pries die ganze Versammlung die Vorsehung, welche erbarmend den todten, blind-

lings zerschmetternden Stein zum Werkzeug der Rettung ersehen hatte, während die frohe Kunde sich schnell nach den beiden nahe gelegnen Orten, Wehlen und Rathen, verbreitete, und eine Menge theilnehmender, oder auch nur neugieriger Menschen herbeilockte. Ein neues Interesse gewann die Scene, als nach kurzer Zeit auch der Eigenthümer des Berges, Herr von R*, ein ehrwürdiger Greis und Gerichtsherr zu Rathen, erschien. Er war ernst, besah sich aufmerksam und unter Erklärung eines erfahrnen Brechers den Ort und winkte dann dem Vormeister, der, in finstre Gedankenlosigkeit verloren, Zeuge jener Vorfälle gewesen war.

Er trat zögernd vor. Sein Gebieter sah ihm scharf in's Gesicht und sagte dann mit strengem Tone: „Nach allen Zeugnissen, die ich vernommen, tragt Ihr allein die Schuld des Unglücks, das nur die sichtliche Gnade des Himmels gemildert hat. Trotz des Abmahnens aller Brecher bestandet Ihr auf Fortsetzung der Höhlungsarbeit. Ich will nicht untersuchen, ob persönlicher Haß gegen jenen Jüngling — er deutete auf Friedrich — oder Unkenntniß diese schwere Verantwortung auf Euer Gewissen häufte. Die Gnade, welche

die Gottheit uns erwies, macht auch uns Verzeihung zur Pflicht, und so überhebe ich Euch der Strafe, die Euer böser Wille oder Eure Nachlässigkeit verwirkt hätte. Doch habt Ihr von diesem Augenblicke an Eure Stelle als Vormeister verloren. — Friedrich, komm her zu mir! Du bist durch meinen Untergebnen in Leiden und Todesgefahr gebracht worden; ich bin verantwortlich für meine Leute und daher verpflichtet, Deine Entschädigung zu übernehmen. Ich wähle Dich an jenes Stelle zu meinem Vormeister, und da ich weiß, daß Du jene Jungfrau liebst und in der Hoffnung, sie zu erwerben, Dich dem Wagstücke unterzogst, so will ich Sorge tragen, daß Dir Wort gehalten werde. Dem neuen Herrn Vormeister und meiner Fürbitte wird Klaras Vater die Tochter nicht versagen. Das Dir bestimmte Schmerzensgeld erhälst Du an Deinem Hochzeitstage von mir, um Dir die Sorge der Hauseinrichtung zu erleichtern."

Entzückt küßte Friedrich die Hand des gütigen Gebieters und schloß dann seine Klara in die Arme, deren Vater freudig seinen Segen gab.

„Auch auf Dich, wack'rer Berthold, harrt

Belohnung," fuhr der Herr fort. „Auf meinen Gütern ist eine Aufseherstelle erledigt, die ihren Mann ruhig und bescheiden nährt. Sie ist Dein."

Allgemeiner Jubel begleitete diesen Ausspruch. Nur der Vormeister jubelte nicht. Er schlich wie ein Träumender nach Hause und gab schon nach wenigen Wochen Anzeichen eines stillen Wahnsinnes. Er behauptete hartnäckig, daß Friedrichs und Bertholds Leichname noch unter der Felsenwand lägen, und glaubte nicht eher Ruhe zu finden, bis er mit eigner Hand sie ausgegraben. Darum hackte und hämmerte er den ganzen Tag in seinem einsamen Hause, schlug nach und nach ganze Wände ein und seufzte und stöhnte, daß er die Leichen noch immer nicht gefunden. Uebrigens war er still und verträglich. Als aber Friedrichs und Klaras lustiger Hochzeitszug an seinem öden, halbzertrümmerten Hause vorüberging, winkte er dem Bräutigam, und als dieser mitleidig zu dem Seelenkranken trat, sprach dieser demüthig zu ihm: „Sei nicht böse, lieber Friedrich, daß ich Deine Leiche noch immer nicht gefunden. Du siehst, ich habe beinahe die ganze Felswand untergraben — er zeigte auf die zer-

schlagnen Wände seines Hauses — aber Deine Leiche liegt zu tief; mit dem bloßen Hacken und Schaufeln geht es nicht; ich muß heute zu Pulver und Sprengung meine Zuflucht nehmen."

Die Glücklichen verstanden seinen Wahnsinn nicht. Der Zug entfernte sich; aber er war noch nicht weit gekommen, als hinter ihm ein rother Blitz aufschlug, dem ein prasselnder Lärm und dann eine dichte Rauchwolke folgten. Erschreckt wendete sich Alles um und eilte dem Orte zu. Der Vormeister hatte Wort gehalten, eine tüchtige Mine gesprengt, denn sein Haus lag zur Hälfte in Trümmern, er selbst tödtlich beschädigt unter dem Schutte und den Steinen. Als Friedrich und Klara sich ihm näherten, gewann sein im Leben unheimliches Gesicht einen freundlichen und versöhnenden Ausdruck. „Siehst Du, Friedrich," sagte er matt, „ich habe Deine Leiche doch noch gefunden, aber es war ein schweres Stück Arbeit, und ich glaube, es wird mir das Leben kosten. Darum verzeihe mir nun auch, Friedrich, daß ich Dich in den Tod getrieben; verzeihe auch Du mir, Klara! Der Himmel hat verziehen!"

Gerührt beugten sich die Liebenden zu dem Unglücklichen hinab, der ihnen leise die Hände drückte und dann auf immer die Augen schloß.

Am Abend trank der Gerichtsherr, welcher selbst die Hochzeitstafel hergerichtet, die Gesundheit des neuen Vormeisters und des jungen Ehepaares.

Gift und Gegengift.

1.

Der südliche Himmel hatte sich mit seinen vollsten Reizen geschmückt; warm und farbig zog der Sommer des Jahres 1458 über die beglückte Erde Italiens. In einem einfachen, aber schön gelegenen Landhause bei Florenz lehnte ein finstrer Mann im Fenster und blickte hinaus in das luftige Spiel der Zweige und Blätter. Er stand dem lachenden Sommergemälde wie ein dunkler Schlagschatten gegenüber und schien fast Groll zu empfinden, daß die Natur auch ihm so freundlich und kindlich harmlos in die verdrossnen Augen blickte. Ihm zur Seite stand eine weibliche Gestalt, eine Jungfrau von etwa sechzehn Jahren, welche mit ihrer herrlich blühenden Schönheit und ihrem jugendlichen Frohsinn den unmittelbaren Gegensatz zu ihm zu bilden bestimmt schien. Es war, als hätte die Natur all' ihre bunten und zerstreuten Reize hier in einem Focus der Schön-

heit sammeln wollen und ihn in diese Mädchengestalt gebannt, als habe sie den unaussprechlichen Reichthum ihrer Farben und Formen epigrammatisch in ein Wort gefaßt, welches Vincenzia lautete.

„Gebt Euch nicht so beharrlich Euren trüben Gedanken hin, mein Vater!“ begann Vincenzia, nachdem sie vergeblich gehofft, daß dieser von selbst aus seinen unfreundlichen Träumen erwachen werde. Dabei legte sie schmeichelnd die kleine schöngeformte Hand auf das ergrauende Haupt des Vaters.

Dieser fuhr leise auf: „Du hast Recht, Tochter!“ sagte er. „Es ist eine Narrheit, tagtäglich sich über einen und denselben Gegenstand wieder zu ärgern, ohne damit Etwas bessern zu können!“

„Und warum immer so unzufrieden, lieber Vater? Ihr seid ja gesund und kräftig, der Himmel bescherte Euch reichlich das, was Ihr bedürft, und dann,“ setzte sie etwas schelmisch hinzu, „habt Ihr ja auch eine liebe Tochter, die Ihr bisweilen selbst die Zierde von Florenz nennt.“

„Wahrhaftig, ich glaube selbst bisweilen, daß ich undankbar gegen den Himmel bin,“ erwiderte

der Geschmeichelte mit wärmerm Blicke und Tone. „Gewährt denn aber auch der Besitz einer schönen und geliebten Tochter nicht vielleicht mehr Freude als wirkliches Glück? Weiß ich, wie lange noch Vincenzia bei ihrem Vater bleiben, wie lange er ihr das Einzige sein wird, das sie liebt, und ob sie ihn nicht dereinst einer andern Neigung opfert?“

„Vater!“ sagte Vincenzia ernst, und der leichte Anflug kindlichen Unmuthes kleidete ihr Gesicht fast noch schöner als der Ausdruck des Frohsinns.

„Nun, sei nur nicht böse, Kind!“ lächelte der Alte mit zunehmender Zärtlichkeit. „Wir Beide wissen schon, wie wir mit einander stehen. Ich muß nun einmal täglich meine böse Stunde haben; es ist die Verdauungsstunde der Seele. Glaub' mir, Kind, ich habe Ursache zu grollen. Es ist mir in der Welt auch gar kein Wunsch in Erfüllung gegangen. Selbst was mir das Glück beschert hat, lag immer außer dem Bereiche meiner Wünsche. Ja, ja, lächle nur, Du Schelmin gehörst selbst zu diesen Glücksgaben; ich hatte nie mir Kinder gewünscht. Aber etwas Ruhm, etwas Namen hätt' ich gern gehabt, und es frißt an meiner Seele, daß ich mir keinen weitern Namen

erworben, als den, auf welchen ich getauft bin. Du weißt, ich habe einst nicht ganz schlecht gemalt, und wahrhaftig, ich halte mich jetzt noch für den ersten Gemäldekenner in Florenz. Aber das ist eben mein Groll, daß man gewöhnlich ein Kenner wird, weil man kein Maler geworden ist, daß es mir mit allem meinen Fleiße nicht gelungen ist, etwas Besseres zu leisten und zu werden, als — —"

„Ihr seid ungerecht gegen Euch selbst, lieber Vater! Eure Gemälde mögen wohl nicht so übel gewesen sein. Und wenn es Euch als Maler nicht gelang, so habt Ihr ja in einer andern edlen Wissenschaft, in der geheimnißvollen Chemie, es weit genug gebracht."

„O ja," lachte der Alte bitter, „gerade bis zum Gifte! O, ich habe mit Allem, was ich begonnen, mir immer ein recht tüchtiges Gift erbraut. Auch in der Chemie bin ich bei dieser schönen Erfindung stehen geblieben. Ein Gift habe ich zuwege gebracht, ein Gift, das mich vielleicht berühmt machen könnte, wäre mir diese Ehre nicht etwas gar zu zweideutig. Da sieh dies edle Werk meines höchsten Forschens!"

Er öffnete bei diesen Worten einen Schrank,

in welchem zwei sorgfältig versiegelte Flaschen standen, und deutete auf die eine derselben. „Fürwahr, ein gutes Gift,“ sagte er, „es ließe sich Viel damit ausrichten.“

Vincenzia blickte scheu nach der bezeichneten Flasche. „Ein furchtbar großes Gefäß!“ sagte sie schaudernd. „Der Tod muß sich tausendfach darin bergen können! Und gar zwei solcher Flaschen, mein Vater?“

„Nein, mein Kind!“ beruhigte sie dieser. „Du klagst dies andre Gefäß ungerecht an. In ihm herrscht die einzige Kraft, welche den tödtenden Geist des andern besiegen, das hart bedrohte Leben vor ihm schützen kann. Es wäre ein schlechter Schütze, der nicht auch den heilenden Balsam mit sich trüge, wenn durch bösen Zufall die eigne Waffe ihn verwundete. Als ich mit grausamer Beharrlichkeit die Elemente zu einander gesellte, deren Vermählung ein Bündniß gegen das Leben wird, ersann ich auch den Talisman, der, zu rechter Zeit angewendet, ihre feindselige Umarmung lösen kann, der den flüssigen Mordgesellen wieder fesselt; das Gegengift meines Giftes.“

„Und warum wollt Ihr nicht lieber beide zu-

gleich vertilgen, lieber Vater?" fragte Vincenzia ängstlich.

„Es können böse, unvorhergesehene Fälle kommen, mein Kind! Ein Thor, wer zur Friedenszeit alle Waffen wegwirft und dann wehrlos dem erneuten Kampfe begegnet! Laß immer diese beiden feindseligen Brüder hier schlummern; Niemand soll ohne Noth sie wecken. Drängt aber die äußerste Gefahr, dann begiebt man sich in den Schutz des einen, um, wenn er in seinem Dienste zu weit ging, wiederum den andern mit ihm schalten zu lassen. Ich habe beide an mir selbst erprobt."

„Um's Himmelswillen, mein Vater, Ihr hättet—"

„Es war nichts als ein Knabenstreich, mein Kind. Der Welt überdrüssig, wie ich es jetzt bin, glaubte ich als Jüngling ein Recht zu haben, mich ihr zu entziehen. Eine Pinte meines Giftes war hinreichend, mich alles kommenden Aergers zu überheben. Schon fühlte ich seine Gewalt in meinen Adern, fühlte den unheimlichen Gruß des Todes in der wechselnden Aufregung und Abspannung meiner Nerven; da faßte mich eine wilde, unsägliche Reue, eine heiße, angstvolle Sehnsucht nach dem Leben. Ich wankte nach der andern

Flasche und, obschon ich ihre Hülfe selbst schon zu spät glaubte, machte ich doch den Versuch und genoß von dem Gegengifte. Wüthend durchschütterte der Kampf der beiden feindseligen Kräfte mein ganzes Wesen, warf mich zu Boden und raubte mir mein Bewußtsein. Doch nach einer Weile wurde das Schlachtfeld im Innern meiner Organe ruhig; das Gegengift, der rastlose Kämpfer für das Leben, hatte gesiegt; ich erwachte, genaß und lebte."

„Ein entsetzlicher Moment Eures Lebens!" bebte Vincenzia. „O, er wirkt nach; Gift und Gegengift streiten noch jetzt in Eurer Seele, in Eurem Herzen um die Herrschaft — Haß und Güte, Groll und Versöhnung!"

„Laß das, Vincenzia! Der alte Buti steht nahe am Ausgange seiner Bahn und wird für den kurzen Weg, den er noch zu gehen hat, nicht erst seinen Schritt ändern. Doch tritt jetzt vom Fenster weg, mein Kind. Es zieht da eben ein Trupp junger Männer des Weges daher, junges unbändiges Volk, dem jede Jungfrau ausweichen muß. Sehe ich recht, so ist Lippi unter ihnen. Richtig, ich erkenne ihn an seinen langen schwarzen Locken. Schade um den reichbegabten Jungen.

Es wohnt ein Kunstgenius in ihm, wie vielleicht in keinem seiner Zeitgenossen. Du hättest sein letztes Gemälde, die Verkündigung der heiligen Jungfrau sehen sollen; es geht nichts darüber. Selbst unser großer Kenner und Beförderer, Cosmus von Medicis, war entzückt darüber und kaufte es um hohen Preis. Ja, Cosmus hält ihn werth, und wenn der thörichte Jüngling sein Glück besser zu nützen wüßte, so möchte sich ihm eine ruhm- und glanzvolle Laufbahn aufthun. Aber er ist ein wilder Gesell, hat kein Sitzfleisch und liebt das wüste Leben. Uebrigens ist er ein guter, harmloser Junge, den ich schon um seiner herrlichen Fähigkeiten willen recht lieb habe. Ich treffe ihn oft in der Gallerie des Cosmus und unterhalte mich gern mit ihm, denn er hat Verstand, wenn auch nicht für das Leben, doch für die Kunst, der ich, obgleich von ihr verschmäht, doch noch immer ein warmer Freund bin. Doch still, die jungen Leute kommen unserm Hause nah. Tritt zurück, Vincenzia, bis sie vorüber sein werden!"

Wirklich hatten die Jünglinge unter Scherzen und Lachen jetzt das Haus erreicht. Lippi, ein schöner, schlanker Jüngling, von gutmüthigem,

lebensfrohen Ausdrucke, gewahrte Buti am Fenster und grüßte freundlich hinauf.

„Wie geht es, mein junger Freund?“ fragte der Letztere, indem er sich weiter aus dem Fenster hinauslehnte. „Habt Ihr etwas Neues und Schönes auf der Staffelei?“

„Allerdings, Herr Buti, habe ich ein neues Gemälde unter den Händen,“ entgegnete Lippi und blieb unter dem Fenster stehen. „Ich glaube, es würde Euch gefallen. Ich bin jetzt auf dem Wege nach meinem Hause. Wollt Ihr mich begleiten, so könnt Ihr das Bild sehen. Gern wünschte ich über einen wichtigen Punkt meines Werkes, der mir nicht klar werden will, Eure Meinung, Euren Rath zu vernehmen, denn, wie ich Euch kennen gelernt habe, gebe ich wahrhaftig recht viel auf Euer Urtheil.“

„Wirklich?“ sagte Buti etwas geschmeichelt. „Nun, wenn Ihr erlaubt, begleite ich Euch gern. Verweilt einen Augenblick, und ich bin sogleich zu Euren Diensten.“

Er schloß das Fenster, ergriff Hut und Stock, küßte Vincenzia auf die Stirn und kam dann zu Lippi herab, der ihn freundlich in den Arm

nahm und unter lebhaftem Gespräche sich mit ihm entfernte.

Bald standen Beide in Lippi's Atelier, und dieser führte seinen Gast vor die Staffelei, auf welcher sein neustes, noch unvollendetes Gemälde lehnte. Es stellte einen bekannten, von Künstlern häufig erwählten Gegenstand dar, die dem Meere entsteigende Aphrodite. Buti stand, nachdem der junge Maler das Bild in die richtige Beleuchtung gebracht hatte, mit verschränkten Aermen vor dem Werke und betrachtete es lange und aufmerksam. Seine von Natur mürrischen Züge wurden immer lebendiger und freundlicher; er nickte befriedigt.

„Was soll ich Euch über das Gemälde sagen, mein junger Freund?" brach er nach einer geraumen Pause das Schweigen. „Mein alter finstrer Kopf ist nicht zur Begeisterung, meine schwerfällige Lippe nicht zum Loben geschickt. Ich sage Euch aber, das Bild ist gut, sehr gut; es ist trefflich genug, Euch Ruhm, ja Unsterblichkeit zu verschaffen. Ihr habt eine neue Bahn gebrochen, die Verhältnisse in Euren Figuren größer angenommen, als sie in der That sind, und als man sie zeither anzunehmen pflegte, und glaubt mir, diese Eure neue Methode wird sich eine Herrschaft grün-

den, wird befolgt werden von den Ersten und Größten der spätern Maler. Selbst in den engen Falten Eurer Draperie liegt ein eigenthümlicher Reiz, der nur Euch gelingen mag, und Eure Lichter, so hell und doch in sich gemäßigt, in ein wunderliebliches, geheimnißvolles Violet hinsterbend, wirken auf Auge und Seele, daß es sich nicht aussprechen läßt!"

„Ihr werdet warm, Herr Buti!" sagte der Maler mit freudiger Theilnahme, „und das ist mir das liebste Zeugniß für mein Bild. Doch fällt Euch nicht auch irgend ein Mangel darin auf!"

„O ja, und ein recht ärgerlicher; denn ich muß Euch frei bekennen, Lippi, daß das Gesicht der schaumentsteigenden Göttin viel zu gewöhnlich, massiv, unmythisch ist."

Zu Buti's Verwundrung fiel bei diesen Worten der Maler ihm stürmisch um den Hals.

„Was fällt Euch ein?" fragte der Umarmte befremdet. „Erfreut Euch mein Tadel mehr, als mein Lob?"

„Beinahe ist dies der Fall," entgegnete Lippi mit Wärme. „Euer Tadel freut mich, weil ich erst durch ihn mich Eures vorhin gespendeten Lobes

freuen kann. Wäre er unterblieben, so würde ich entweder Eure Aufrichtigkeit, oder Euer Urtheil in Zweifel gezogen haben; denn daß Ihr's nur wiss't, das Gesicht dieser Aphrodite bringt mich in Verzweiflung. Unzählige Male änderte ich es, aber nur um das Geänderte wiederum zu ändern. Die schönsten Frauenköpfe von Florenz faßte ich in's Auge, benutzte sie für mein Bild; aber alle wollen sie meiner Idee nicht genügen. Das dem Schaum entsteigende, noch in seinem wunderbaren ersten Entstehen begriffne Götterbild fordert vollendete Schönheit und doch dabei eine noch unabgeschlossne Entwickelung, mit einem Worte, einen Ausdruck himmlischer Jugend, der an irdischen Originalen immer nur entweder unter, oder über dieser zarten Grenze steht, der, wie ich fürchte, auf Erden nicht vorhanden, ja nicht einmal gedacht werden kann. O helft, rathet, wenn Ihr mein Freund seid, wenn Ihr die Kunst liebt!"

Durch Buti's Kopf fuhr ein schneller Gedanke. Er wollte sprechen, besann sich aber schnell wieder, haschte den schon den Lippen entfliehenden Hauch der Sylbe zurück und schwieg merklich verlegen.

„O, wenn Ihr einen guten Gedanken habt,

verschweigt ihn mir nicht!" fuhr Lippi flehend fort. „Meine Liebe ruht wunderbar auf diesem Bilde. Ich glaube, ja ich bin überzeugt, es wird mein bestes werden, wird meinen Ruhm begründen, meinem Namen Dauer sichern. Steht Ihr mir bei, so wird ein Theil des Verdienstes auf Euch übergehen, und wir ziehen brüderlich Hand in Hand in die Hallen des Ruhmes ein."

Buti hatte während dessen in sichtbarem innern Kampfe dagestanden. Lippi's Flehen vermehrte den Eindruck, den das Gemälde bereits auf ihn gemacht hatte, und des Malers letzte Worte, welche, ihm einen Antheil an dem Ruhme verheißend, seinen nur leise schlummernden Ehrgeiz weckten, waren entscheidend für seinen Entschluß.

„Hört an, Lippi," sagte er mit einem Tone, in welchem sich Wohlwollen und Mißtrauen seltsam mischte, „ich habe Euch lieb. Aber Ihr seid ein wüster, unbändiger Gesell, werdet durch Euer wildes Leben selbst Euren hohen Gönner, Cosmus, Euch entfremden, und, offen gestanden, ich traue Euch keine Besserung zu. Doch ich liebe Euer Bild und möchte gern dazu beitragen, es vollendet in's Leben treten zu sehen. Ich habe

eine Tochter. Nicht nur als Vater, sondern auch als Kenner der Schönheit, für den ja auch Ihr mich haltet, darf ich sagen, daß sie die herrlichste Blume von Florenz, vielleicht von Italien ist. Aber ich habe sie erzogen in strenger Sitte und Zurückgezogenheit, kein freches Männerauge hat den Weg zu ihr gefunden, denn nur der Edelste unsers Geschlechts dürfte als Gatte ihrer würdig sein, und finde ich ihn nicht, wie ich fast glaube, so werde ich sie dem Himmel vermählen, da sie ja überhaupt für diese Erde zu schön und zu gut ist. Versprecht auch Ihr mir, so lange Ihr in den Räumen meines Hauses weilt, die strengste Sitte, die ehrerbietigste Zurückhaltung zu üben, so soll meine Vincenzia Euch zu dem Bilde Aphroditens sitzen. Sie allein kann der Idee genügen, welche Ihr in Eurer Göttin auszusprechen gedenkt. Entspricht auch Vincenzia der Aufgabe nicht, dann, armer Maler, zerreiße Dein Gemälde, denn Du wirst es nimmermehr würdig vollenden können!“

„Ihr flößt mir neuen Lebensmuth ein, mein theurer Freund!“ rief Lippi feurig. „Ich schwöre Euch, die Bedingung treu zu erfüllen. Glaubt mir, ich bin nicht so schlimm, als Ihr meint.

Jung, unbesonnen und den Freuden der Welt ergeben, mag ich wohl sein, aber mein Herz ist, so viel ich mich selbst kenne, nicht böse.“

„Schon gut, schon gut,“ entgegnete Buti einsylbig. „Ihr versprachet, meine Bedingung streng zu erfüllen. Das ist Alles, was ich verlange; Euer übriges Leben kümmert mich nicht. Ihr habt es gegen Euch selbst zu verantworten Ist es Euch also recht, so kommt morgen früh zu mir; bringt Euer Bild mit. Ihr werdet Euer Modell finden.“

„Ihr macht mich unendlich glücklich, Buti, rechnet auf meinen wärmsten Dank!“ versicherte der Maler mit Wärme.

„Ich verlange nichts, als keinen Undank. — Dank fordere ich nicht und zähle nicht darauf,“ sagte Buti mit der ihm eignen trocknen Kürze und verließ mit flüchtigem Gruße die Wohnung des Malers. —

Bald hatte er sein Haus wieder erreicht. Vincenzia kam ihm erfreut entgegen. Er nahm sie mit sich auf sein Zimmer und theilte ihr mit, was er dem Maler versprochen, obschon er sich dabei bemühte, alle Motive, welche ihre Eitelkeit hätten erwecken können, möglichst flüchtig zu berühren.—

„Ich zähle nun auf Dich, meine Tochter,“ schloß er seine Eröffnung. „Welch' reichen Beruf auch für seine Kunst die Gottheit in Lippi's Brust legte, so ist er übrigens ein gewöhnlicher, oberflächlicher Gesell, klebend an den Schlacken der Erde, an niedern Genüssen und bedeutungslosen Freuden. Sein Talent hängt kaum mit seinem übrigen Selbst zusammen; es ist ein freier, unabhängiger Geist, der sich gleichsam aus Eigensinn diese leere Jünglingsbrust zur Wohnung wählte, sie zur Maschine seines Schaffens macht, ohne sie selbst einer weitern Veredlung werth zu halten. Der grobe Stoff, aus welchem dieser Mensch geformt ist, bindet bisweilen selbst diesem fremden Genius, der sich in ihm niederließ, die Hände, oder entringt sich ihm mit dem Trotze eines widerspenstigen Sclaven. Denke Dir, Vincenzia, Cosmus, entzückt über den Entwurf von Lippi's letztem Bilde, wünschte dessen baldigste Vollendung, um es noch zu rechter Zeit seiner eben in einer neuen Anordnung begriffnen Gallerie einreihen zu können. Doch Lippi hatte mit seinen Spielgesellen zu viel zu schaffen, als daß er fleißig zu seinem Bilde hätte kommen können. Da der versprochene Termin längst verronnen war, so ließ Cosmus,

weniger zur Strafe, als zu Lippi's eignem Besten, ihn in sein Zimmer einschließen, daß er nicht eher wieder verlassen sollte, bis das Gemälde vollendet sein werde. Doch die Sehnsucht nach seinen wüsten Cameraden war in dem verwahrlosten Jünglinge so dringend, daß er die Tücher seines Lagers zerschnitt und sich nicht ohne Lebensgefahr an ihnen zum Fenster hinab ließ. Und so tobt er fort und wird es treiben, bis der göttliche Funke in ihm gewaltsam und vor der Zeit erlischt, und er mit fruchtloser Reue auf ein zerrißnes Dasein, einen unerfüllten Lebensplan zurücksieht." —

Mit solchen theils wahren, theils übertriebnen Andeutungen über Lippi's Charakter suchte Buti im Voraus jeder Gefahr zu begegnen, welche das Erscheinen des jungen Malers auf das Herz der Jungfrau üben könnte, und zu seiner Beruhigung nahm er wahr, daß der gegen den unbekannten Jüngling ausgesprochne Tadel eben so sehr, wie das demselben gespendete Lob von Vincenzia gleichgültig angehört wurde.

Am andern Morgen brachte ein Diener Lippi's das Gemälde zu Buti. Vincenzia war begierig, das Bild zu sehen, zu dessen Vollendung sie jetzt beitragen sollte. Ihr Vater befand sich eben

nicht im Zimmer. Neugierig zog sie das verhüllende Tuch von dem Gemälde und betrachtete es. Die Schönheit der weiblichen Gestalt machte einen seltsamen Eindruck auf sie, mehr aber noch die Vorstellung, daß allein sie unter so vielen schönen Frauen berufen sei, das Ideal hervorzurufen, welches der Maler unter den übrigen Erscheinungen der Erde bisher vergebens gesucht hatte. Sie fühlte sich von einer noch nie gekannten Unruhe befangen, die sie nur mit Mühe vor ihrem Vater bergen konnte, und suchte sich dem Anblicke des Bildes so viel als möglich zu entziehen. Mit einem unerklärlichen Bangen sah sie der Ankunft des jungen Malers entgegen.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Vincenzia hörte seine Tritte im Vorsaale, und dieser Schall beengte ihre Brust, daß sie kaum zu athmen vermochte. Hätte sie sich eine Rechenschaft von ihrer Furcht geben können und nicht eine gewisse Scham darüber empfunden, so würde sie ihren Vater um Alles in der Welt gebeten haben, sie der übernommenen Bestimmung zu entheben.

An ihres Vaters Hand trat Lippi in's Zimmer. Er hatte sich mit Sorgfalt gekleidet, und seine schlanke jugendliche Gestalt bewegte sich vor-

theilhaft in der reichen, geschmackvollen Tracht. Sein freundlich-kühnes Auge blickte harmlos, unbewußt der eignen Macht, aus dem edel gebildeten, von einer Fülle schwarzer Locken umflossnen Antlitze. Er begrüßte ehrfurchtsvoll und fast schüchtern die Jungfrau, welche befangen seinen Gruß erwiderte. Sie hatte der Schilderung ihres Vaters gemäß, einen wüsten Jüngling von rohen Sitten und ungeschmeidigem Wesen kennen zu lernen vermuthet, und fand statt dessen Adel und Demuth, Ernst und Sitte. Es entging ihr nicht, daß Lippi, wenn er sich unbemerkt glaubte, sie verstohlen, aber durchdringend anblickte; doch gelang es ihr, ihre heftige innere Bewegung zu verbergen und äußere Unbefangenheit zu zeigen.

Nachdem Buti ihr den Maler flüchtig vorgestellt hatte, wendete er sich an Letztern. „Ich habe Euer Versprechen," sagte er bedeutsam, „und hoffe, Ihr werdet es als Mann von Ehre zu erfüllen wissen. Fremde Gegenwart irrt und fesselt, ich weiß es, das freie schöpferische Walten des Künstlergeistes; ich lasse Euch daher allein mit meiner Tochter. Haltet Euer Wort, und der Himmel fördere Euer schönes Werk!"

Er ging, und Vincenzia sah sich mit dem fremden Jünglinge allein. Ihre seltsame Beklommenheit kehrte in verstärktem Grade wieder, und sie wartete mit Unruhe, daß der Maler ihr die nöthige Stellung anweisen werde. Aber auch dieser stand eine geraume Weile unthätig, wie in tiefen Gedanken versunken. Plötzlich ermannte er sich, seufzte aus tiefer Brust, ordnete dann schweigend, mit verhaltnem Athem Vincenzia's Stellung und trat vor die Staffelei, Pinsel und Palette ergreifend. Mit unsichrer Hand mischte er die Farben, schickte sich, auf Vincenzia blikkend, zum Malen an, fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, malte immer heftiger zitternd einige Striche, blickte wieder auf die bebende Vincenzia und sank plötzlich mit einem ächzenden Laute zu Boden.

Vincenzia wollte nach Beistand rufen; der Laut erstarb ihr auf der Lippe. Sie wankte auf den Ohnmächtigen zu, legte ihre Hand auf seine fieberhaft glühende Stirn und fragte mit unsichrer Stimme: „Um's Himmelswillen, Lippi, erwacht! Was fehlt Euch?“— Er schlug die Augen auf und blickte sie mit unaussprechlichem Ausdrucke an. Ihre Hand ruhte noch auf seinem

Haupte, sie wollte sie zurückziehen, aber er ergriff die entfliehende Hand und drückte sie fester gegen seine Stirn. „Kannst Du noch fragen, was mir fehle?“ sagte er mit dumpfer, unsichrer Stimme. „Fragt der Schütze den tödtlich getroffnen Hirsch auch, was ihm fehle? Kannst Du tödten und dann staunen?“

Vincenzia blickte mit unstätem Auge zur Erde und schwieg.

„Nur ein Worst des Trostes, Vincenzia!“ flehte der Jüngling leiser, aber dringender. „Ich kann, bei Gott, ohne Dich nicht leben! Du siehst mich nicht lebend aus diesem Zimmer gehen, wenn Du mich zurückstößest.“

Sein Ton wurde ungestümer. Er drückte Vincenzia heftig an sich, ohne daß diese Widerstand leistete.

„Die Zeit drängt, Vincenzia,“ fuhr er mit steigender Beredtsamkeit fort. „Sei barmherzig, Vincenzia! Sprich! darf ich Dich heute Abend im Garten Deines Vaters sehen? Wirst Du kommen?“

Vincenzia war keines Wortes mächtig, aber fast unbewußt drückte sie des Jünglings Hand, und dieser nahm das stumme Zeichen für eine

gewährende Antwort. Er schloß sie in seine Arme; sie ließ es geschehen; der Drang neuer, nie gekannter Empfindungen hatte sie wie mit Starrsinn umfangen.

„Und jetzt lebe wohl, Vincenzia!“ rief er entzückt. „Ich werde Dich also sehen? Nicht wahr, ich werde Dich sehen?“ Er hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte rasch zum Zimmer hinaus.

Lange noch stand Vincenzia unbeweglich auf ihrer Stelle, den starren Blick in die Erde gewurzelt, unfähig, ihre Sinne zu sammeln, ja nicht einmal des Versuches mächtig. Im Sturmschritte der Leidenschaft war dieses reine Herz erobert. Endlich lös'te sich dieser eisige Krampf ihres Wesens in einen Strom von Thränen. Sie wurde ruhiger, klarer. Nach einer Weile kam ihr Vater in das Zimmer, nicht wenig erstaunt, seine Tochter allein, das Gemälde verlassen zu finden. „Wo ist Lippi?“ fragte er befremdet.

„Fortgegangen,“ entgegnete Vincenzia eintönig. „Er wurde unwohl; ich bin es auch, mein Vater; erlaubt, daß ich die Ruhe suche.“ — Sie ging auf ihr Zimmer; besorgt blickte Buti ihr nach.

Als er am andern Morgen in das Cabinet seiner Tochter trat, sie nach ihrem Befinden zu fragen, fand er es leer. Eine entsetzliche Ahnung durchzuckte ihn; sie wurde zur Gewißheit, als er auf dem Tische einen an ihn gerichteten Brief von seiner Tochter Hand gewahrte. Mit einem bittern, furchtbaren Lächeln entfaltete er ihn und las: „Mein Vater! Fluchet mir nicht; ich folgte meinem Verhängnisse, das unwiderstehlich mein Herz lenkte. Eurer unwürdig sein werde ich nicht. Ihr seht mich wieder als Lippi's Gattin, und unverändert werde ich bald zu den Pflichten der frommen, liebenden Tochter zurückkehren.

Vincenzia."

Buti zerknitterte den Brief in der krampfhaft geschlossnen Hand, er biß schweigend die Lippen zusammen und, hätte nicht sein seltsam glühendes Auge die innere Bewegung verrathen, so würde man wenig von dem Zustande seiner Seele wahrgenommen haben. Schweigend, in tiefem Nachsinnen ging er auf sein Zimmer, trat an das Fenster, wo Vincenzia noch vor zwei Tagen traulich mit ihm gesprochen, und blickte lange Zeit stumm und unempfindlich in die reizende Sommerlandschaft hinaus. Endlich machte die heftig bewegte

Brust sich in abgerissenen Worten Luft. „Betrogner Freund, verrathner Vater!“ murmelte er zwischen den fest aufeinander geschlossnen Zähnen. „Wer steht Dir nun zur Seite, wer ist bei Dir geblieben, Deinen Groll zu theilen, Dich zur Rache zu befeuern, Dir beizustehen? — Niemand!“

Er ließ die Augen mit einem grausamen Ausdrucke im Zimmer umherschweifen; sein Blick fiel auf den Schrank, und plötzlich erhellte sich sein von Gram und Zorn verfinstertes Antlitz. — „Ich bin ungerecht gewesen,“ sagte er, „verzeihe mir, Du alter düstrer Freund in der Noth!“ — Er öffnete den Schrank und sah mit wild-zufriedner Miene auf die wohlbekannte bis zum Rande gefüllte Flasche. — „Gift ist treu!“ flüsterte er. „Es wird zu rechter Zeit für mich handeln, mein gekränktes Recht vertreten!“

Er schloß den Schrank wieder; sein Gesicht war ruhig, seine Haltung die gewöhnliche. —

2.

Drei Monden waren verflossen und Vieles war anders geworden. In einem Zimmer zu Siena saß einsam und verlassen, in tiefes Nachsinnen versunken, Vincenzia. Die Bilder ihrer Jugend, ihrer Liebe gingen wie ein langer Trauerzug an

ihrer Seele vorüber; sie dachte ihres Vaters, der verlassen und aufgegeben von seinem Liebsten auf Erden war, wie sie selbst. Die Ideale ihrer Liebe waren schnell zerstoben. Lippi hatte das romantische Entstehen einer Liebe mit dieser selbst verwechselt; sie verließ ihn, als sie unter gewöhnlichen Verhältnissen fortbestehen sollte, als besonnene Neigung und häuslicher Sinn an die Brust des Gatten klopften und ernste Treue nach phantastisch-flüchtger Gluth verlangten. Dieser so natürliche Uebergang erster Inbrunst zu dauernder Empfindung, des Schattens zum Gegenstande, däuchte Lippi ein Rücktritt in die Welt des Alltäglichen und Nichtsbedeutenden; die schöne Fessel drückte ihn, Mißmuth und Kälte zogen in seine Brust ein und verbitterten die Wonne der jungen Gattin. Vincenzia war zu scharfsichtig, als daß diese Aenderung in dem Gefühle und dem Benehmen des Gatten ihr hätte entgehen können, und diese trostlose Wahrnehmung erweckte die nie ganz stumm gewordne Reue über ihr Vergehen als Tochter zur lauten, quälenden Mahnung. Dadurch schlich sich auch in ihr Verhalten gegen den Gatten eine Kälte, welche natürlich die seinige nährte, und so stand die Abnahme ihrer beiderseitigen Liebe in

fortwährender Wechselwirkung, bis Beide des innern Grolles gegen Verhältniß oder Person nicht mehr mächtig denselben ohne Rückhalt aussprachen und so den offnen Bruch herbeiführten. Man kam überein, daß man in jugendlicher Bethörtheit eine flüchtige Wallung des Gefühls für den entscheidenden Ruf der innern Stimme gehalten, und der flatterhafte, leichtsinnige Lippi glaubte durch willkürliche Auflösung des Bündnisses alle weitern Folgen abzubrechen und das Ganze nichtgeschehen zu machen, während die klare, tief empfindende Vincenzia durch einen der betrognen Liebe eignen Stolz zurückgehalten wurde, ihm die Kluft zu schildern, welche zwischen ihrem frühern und ihrem jetzigen Leben lag und den Rücktritt zu jenem unmöglich machte. Mit zerrissnem Herzen, aber äußrer Ruhe nahm sie den Vorschlag des Gatten, sich freiwillig von einander zu trennen, an, und Lippi kehrte in die weite Welt zurück, welcher sein leichter, allgemeiner Sinn recht eigentlich angehörte und der er nie ungestraft abwendig werden konnte. Vincenzia gedachte zu ihrem Vater zurückzukehren, überzeugt, daß selbst sein härtres Gemüth ihr bald und willig verzeihen werde. Sie dachte mit Entzücken, aber auch mit

Furcht des Momentes, wo sie ihn wiedersehen, ihre Reue, ihren Schmerz in seine väterliche Brust ausgießen würde, und ungeachtet der ungestümen Sehnsucht nach seiner Nähe, fehlte ihr doch der Muth, dieselbe aufzusuchen. Auch heute saß sie erwägend, zweifelnd und hoffend in ihrem Zimmer, nach einem Entschlusse ringend, den sie, so oft sie ihn auch schon gefaßt, immer wieder aufgab, um ihm auf's Neue nachzustreben.

Da pochte es an die Thür. Sie fuhr zusammen. Ein Mann trat herein — es war ihr Vater. Sie wollte ihm entgegen eilen, aber ein plötzlicher Schrecken lähmte ihre Bewegung. „Weh' mir!“ seufzte sie aus tiefer Brust.

„Ist es so weit mit meinem Kinde gekommen, daß es vor dem Vater einen Wehruf erhebt?“ fragte er ernst mit bewegter Stimme und schloß die wiedergefundne Tochter in seine Arme.

Diese Worte brachten Vincenzia zu sich. Schluchzend, als wolle sie im unsäglichen Schmerze dahinsterben, warf sie sich an die Brust des Vaters, lange unvermögend, ihm in's Auge zu sehen, bis sie endlich langsam, scheu den Blick zu ihm erhob und in dem theuren Antlitz neuen Trost las. Er war so ernst, so feierlich, und doch so

mild und liebevoll, daß sie sich doppelt tief ergriffen fühlte. Sein Gesicht war bleich, aber ruhig; zeigte wunderbar zugleich von Schmerz und von Trost. Sie drückte ihn fest wie ein wiedergefundnes Kleinod an sich; er erwiderte ihre Innigkeit mit gleicher Wärme. Weder seine Mienen, noch seine Worte verriethen den leisesten Vorwurf.

„Mein Vater! Was ist Alles geschehen, seit wir uns nicht sahen!“ schluchzte sie.

„Laß das, mein Kind. Geschehnes ist nicht zu ändern. Ich weiß Alles. Dein Gatte hat Dich verlassen; es ist gut, daß dies so frühzeitig geschah. Er befindet sich in Florenz. Sein Gönner, Cosmus von Medicis, hat den Vermittler zwischen ihm und mir gemacht. Nun, ich habe ihm vergeben, weil ich vor der Hand nichts Besseres thun konnte. Er soll das Gemälde vollenden, welches er für Cosmus begonnen, und dieser selbst läßt Dich bitten, Deinem Gatten zu dem Bilde zu sitzen, da Letzterer erklärt hat, daß er es außerdem nicht beendigen könne. Wie Lippi überhaupt nur das liebt, was ihm entweder unerreichbar, oder schon verloren ist, so scheint es auch fast, als ob er sich nach einer Wiedervereinigung mit Dir sehne. Thue Deinerseits, was

Dir gut däucht; Du bist freie Herrin Deines Willens. Und jetzt komm, folge mir nach Florenz, laß Lippi nach Deinem Muster das Bild vollenden, von welchem er sich dauernden Ruhm und Unsterblichkeit verspricht!“ —

Wenige Tage später traf Vincenzia mit ihrem Vater wieder in Florenz ein. Cosmus selbst führte ihnen Lippi zu und bat sie, Letzterem zu vergeben. Vincenzia that dies, erklärte sich aber mit Bestimmtheit gegen eine Wiedervereinigung; denn ihr Sinn stand nach dem Kloster, und sie errieth in dem Herzen ihres Vaters, wie sehr derselbe diesen ihren Entschluß begünstigte, obschon er sein Urtheil über diesen Gegenstand mit Festigkeit zurückhielt. Lippi, dessen Neigung für Vincenzia durch die drohende Aussicht ihres völligen Verlustes wieder auf ihre erste Höhe zurückgeführt worden war, hoffte durch zärtliche Aufmerksamkeit ihre Zurückhaltung zu brechen und ihren Entschluß zu ändern. Zu diesem Zwecke ergriff er jede Gelegenheit, auch gegen Vincenzia's Vater seine Reue und seine feste Sinnesänderung zu offenbaren; doch dieser begegnete ihm anscheinend mit gleichgültiger Kälte, durch welche nur bisweilen ein Zeichen tiefen Hasses blickte.

So war nach Vincenzia's Rückkehr in's väterliche Haus die Lage der Dinge. Bei dem heftigen innern Drange, in welchem Lippi durch seine mit verstärkter Gluth wiedererwachte Liebe für Vincenzia lebte, wirkte er auch mit großer Lebhaftigkeit für die Vollendung seines Gemäldes, die auch sein Gönner, Cosmus, mit Ungeduld betrieb. Vincenzia hatte erst ein einziges Mal ihm gesessen, und doch war das Werk seiner Vollendung schon nahe; denn Lippi, durch Vincenzia's Anblick befeuert, malte mit einer Emsigkeit, einer Begeistrung, welche die Arbeit auf eine fast unglaubliche Weise förderte.

Eines Morgens war Lippi zu Cosmus beschieden worden. Vincenzia stand in tiefer Betrachtung vor dem Gemälde, in welchem der verhängnißvollste Theil ihres Lebens gleichsam niedergelegt war. Nach einer Weile kam auch ihr Vater, um anscheinend ruhig mit ihr das Werk zu mustern.

„Es ist ein gutes Bild," sagte er, „und wenn es vollendet wäre, so glaube ich selbst, daß es den Namen seines Meisters auf die Nachwelt bringen müßte."

„Lippi sagt, es werde nunmehr recht bald

vollendet sein," entgegnete Vincenzia; „nur in dem Kopfe der Göttin sei noch eine wesentliche Nachhülfe nöthig, die Arbeit weniger Stunden, dann sei, so weit sich dies von menschlichen Dingen sagen lasse, das Gemälde als vollendet anzunehmen."

„Wenn er es nun aber doch nicht vollendete?" warf Buti leicht hin.

„Warum sollte er es nicht, mein Vater, da nur noch so wenig daran fehlt?"

„Lippi kann sterben." —

„Ihr scherzt, mein Vater, Lippi wird die Arbeit noch im Laufe des heutigen Tages vollenden."

„Du hast Recht, mein Kind, ich scherze nur. Aber ich meine, wenn Lippi nun gerade unmittelbar vor der Vollendung seines Werkes sterben müßte, dem heißersehnten Ziele so nahe sich untergehen und sein Werk unvollendet, ein von der Nachwelt unverstandnes Bruchstück, zurückbleiben sähe." -

„Das wäre entsetzlich, mein Vater! Lipp hat alle Hoffnung seines Lebens, alle Kraft seines Geistes auf dieses Werk gesetzt; von ihm hofft er seinen Ruhm vor der Mit- und Nachwelt. Müßte

er in diesen entscheidenden Augenblicken sterben, wo die Vollendung seiner Schöpfung an dem Leben einer Minute hängt, könnte das fast Vollendete nicht vollenden, er würde noch im Tode verzweifeln."

„Glaubst Du das wirklich, meine Tochter?"

„Gewiß, mein Vater! Aber was fragt Ihr mich so seltsam dringend um einen nur eingebildeten Fall, der ja nie eintreffen wird, nie eintreffen möge? Und Ihr seht so bleich aus, mein Vater! Was ist Euch?"

„Nichts, meine Tochter!" sagte Buti, der in diesem Momente wirklich sehr bleich aussah, und dessen Augen krankhaft glühten. „Aber gehe Du jetzt auf Dein Zimmer, Vincenzia. Leicht möchte Lippi bald zurückkehren, und ich will nicht, daß er Dich anstaunend vor seinem Werke und gleichsam verloren in der Betrachtung seiner Größe finde."

Vincenzia entfernte sich, und wirklich kehrte bald darauf Lippi zurück. Er fand Buti noch immer im tiefen Anschauen des Gemäldes und versprach sich von dieser Aufmerksamkeit günstigen Einfluß auf seine andern Wünsche.

Er grüßte Buti mit Herzlichkeit und bezeigte seine Freude, ihn vor seinem Bilde zu finden.

„Es wird ein schönes Werk," sagte Buti freundlicher, als er gewöhnlich gegen ihn zu sein pflegte, „und ich wünsche Euch Glück zu seiner schon so nahen Vollendung, die Eure höchsten Wünsche krönen soll!"

„Will's Gott, so beende ich es noch heute," erwiderte Lippi. „Doch sind damit noch keineswegs alle meine Wünsche gekrönt. Erst wenn Ihr vollkommen mir verziehen, wenn Vincenzia wieder mir angehört —"

„Schweigen wir über diesen Punkt!" unterbrach ihn Buti mit etwas schneidendem Tone. „Gesteht selbst, Lippi, Ihr brennt jetzt in so heißer Liebe zu meiner Tochter, weil Ihr sie nicht mehr Euer nennt. Der erneute Besitz würde Euch auch erneute Kälte und den alten Ekel mit sich bringen; nicht wahr, Lippi?"

Dieser schwieg betroffen. Die Wahrheit dieses Vorwurfs fiel ihm zu schwer auf die Seele, als daß ihm auf der Stelle der Muth zum Widersprechen gekommen wäre. Nach einer verlegnen Pause wollte er beschönigend antworten, doch Buti fiel ihm abermals in's Wort.

„Sprechen wir von andern Dingen!“ sagte Buti. „Wer kann voraussehen, wie noch Alles kommen, wie das Gemüth meiner Tochter, das Eurige, ja mein eignes sich in Kurzem gestaltet? Wollt Ihr von andern Gegenständen mit mir plaudern und ein Glas Syrakuser mit mir leeren, so sollt Ihr mir willkommen sein.“

Lippi, der den alten Mann trotz seiner Halsstarrigkeit in den betreffenden Punkten doch lange nicht so freundlich gefunden hatte, als heute, nahm die Einladung mit Vergnügen an und hoffte, daß der Wein beredter, als er selbst, seinen Wünschen und Bitten in die Hand arbeiten werde.

Buti verließ auf einige Augenblicke das Zimmer und kehrte mit zwei großen, reichlich gefüllten Bechern zurück. Ein Diener trug einige Erfrischungen auf. Lippi sagte dem Becher fleißig zu. Auch Buti, obgleich er im Verlaufe des kleinen Males noch bleicher, als vorher wurde und bisweilen mitten im Laufe des Gespräches abbrach, um starr in Lippi's Gesicht oder auf einen Punkt der Wand zu blicken, schien eben so sanft und nachgiebig, als unruhig und zerstreut. Nach einer Weile rief ihn sein Diener ab. „Auf glückliche Vollendung Eures Bildes, Lippi!“ sagte er mit

etwas dumpfer Stimme, leerte seinen Becher und ging hinaus. Lippi blieb allein zurück und überließ sich in behaglicher Ruhe seinen Betrachtungen und Entwürfen.

Unterdessen verweilte Vincenzia in jener geheimnißvollen bangen Stimmung, von welcher die Seele sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß, auf ihrem Zimmer. Eine ihr unerklärliche Angst beengte ihre Brust; sie zitterte vor einer Gefahr, die sie nirgend drohen sah, fürchtete für einen Gegenstand, den sie selbst weder kannte, noch zu bezeichnen wußte. Endlich litt es sie nicht länger in dem engen Raume; sie eilte in das Zimmer ihres Vaters, um dort vom Fenster aus lebende Wesen und freie Natur zu sehen. Das Zimmer war leer; zufällig streifte ihr Blick auf den Schrank. Sie war verwundert, denselben offen zu finden, wollte ihn schließen und bemerkte dabei, daß die Giftflasche entsiegelt war und daß ein Theil ihres Inhalts fehlte. Eine entsetzliche Ahnung stieg in ihrer Seele auf; in wilder Angst stürzte sie durch die übrigen Zimmer und trat in das Gemach, wo Lippi noch auf seinem Platze saß.

Vincenzia warf einen Blick in die Becher

und fragte mit angstvoller Stimme: „Hast Du getrunken?“

„Allerdings, Vincenzia.“

„Und mit wem?“

„Mit Deinem Vater. Ich glaube, wir stehen jetzt der völligen Versöhnung recht nahe.“

„Unglücklicher, Du bist vergiftet!“ —

„Was fällt Dir ein, Vincenzia?“ rief Lippi erbleichend und sprang heftig von seinem Sitze auf. Doch schnell sich beruhigend, setzte er lächelnd hinzu: „Du scherzest oder träumst, Vincenzia. Wein ist allerdings auch ein Gift, aber ein Gift, das mir bis jetzt immer recht wohl bekommen ist.“

„Ja, scherze nur!“ rief Vincenzia mit einem krampfhaften Lächeln. „Du bist vergiftet, Lippi, hast keine Stunde mehr zu leben. Bereite Dich zum Tode; Du hast nur kurze Zeit noch vor Dir.“

Lippi blickte sie starr an. „In der That, Vincenzia,“ sagte er mit dunklem Tone, „ich glaube, Du hast Recht. Ein seltsamer Schauer durchrieselt meinen Körper. Dein Vater ist ein schneller Mörder.“

„O, ich ahne seinen furchtbaren Scharfsinn!“ bebte Vincenzia. „Er wollte Dich in dem Au-

genblicke tödten, wo Deinem Bilde nur die letzten Striche der Vollendung noch fehlten, wollte mit Dir auch Deinen Namen morden, Dich mit dem verzweifelten Gedanken enden lassen, Dein Höchstes nicht vollführt zu haben. Jetzt wird mir der Sinn seines heutigen Gespräches klar. Es ist ihm schrecklich gelungen!"

„Wahrhaftig, ein kluges Henkerstück!" seufzte Lippi, sich mehr und mehr entfärbend. „Er behält Recht, ich kann mein Werk nicht mehr vollenden; ich habe umsonst gelebt. Ha, dieser Gedanke brennt stärker, als Deines Vaters Gift!"

Vincenzia stand in tiefem Nachsinnen, ihre Brust hob sich mit fast hörbarem Schlage. Plötzlich schien ein Gedanke durch ihre Seele zu blitzen, sie eilte mit hastigem Schritte aus dem Zimmer und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einer Flasche in der Hand zurück.

„Lippi!" sagte sie mit freudigem Tone. „Dein Leben ist nicht mehr zu retten; zu tief schon hat das Gift sich in Deine Adern gewühlt. Doch Dein Werk hoffe ich zu retten. Diese Flasche birgt ein wirksames Gegengift, das einzige, das jenen Höllentrank zu bändigen vermag. Genieße es schnell, es wird Dich nicht mehr retten, wohl

aber Dein Leben so lange fristen, bis Du Deinem Gemälde die letzte Weihe gegeben.

Hastig riß ihr Lippi die Flasche aus der Hand und leerte sie in einem gierigen Zuge bis zur Hälfte. Dann schloß er Vincenzia stürmisch in seine Arme. „Mein Lebensengel!" rief er, „Du rettest mehr, als mein Dasein, rettest mein höheres Selbst, und ich Thor wußte im Leben den Juwel nicht zu schätzen, der mir zu Theil geworden, erkenne seinen himmlischen Glanz erst an der Schwelle des Todes. O, vergieb, vergieb, Vincenzia! Es bleibt uns nicht die Zeit zu einem langen Abschiede; die wenigen Minuten, welche Du für mich dem Tode abkämpftest, gehören meinem Werke! Leb' wohl, Vincenzia! Gedenke meiner und verzeihe Deinem Vater. Seine Rache ist hart; doch sie trifft keinen Schuldlosen. Mein Geist wird Dich aus meinem Bilde fort lieben. Lebe wohl!"

Mit der angstvollen Hast, die nur noch mit Secunden zu wuchern hat, trat er vor sein Gemälde, ergriff den Pinsel und malte. Die geläuterte, fast überirdische Geisteskraft, welche dem Tode so häufig voranzugehen pflegt, kam auch über Lippi. Alles lebte und schaffte an ihm, es

war, als drängte sich sein ganzes Leben ungeduldig in dieses Bild hinüber, als stünden die Farben schon als Bild auf der Palette und er brauchte sie nur auf die Leinwand zu verpflanzen, ja als feierte sein bald entfliehender Geist schon jetzt in diesen Farben seine Auferstehung. Jeder Strich war ein Zug der Vollendung; er malte nicht mehr mit dem Auge eines Künstlers, sondern eines Sehers.

Vincenzia stand in peinlicher Spannung von fern. Sie sah, wie die Farben fast zauberisch-schnell sich auf dem Gemälde ordneten. Einige Male mußte Lippi inne halten; denn der Todestrank, obschon in seinem Fortschreiten durch das Gegengift aufgehalten, drang dennoch näher und näher zum Herzen. Dann zitterte sie jedesmal doppelt. Lippi aber athmete tief auf, raffte seine Kraft von Neuem zusammen und malte. So verging eine tödtlich angstvolle Stunde. Lippi's Angesicht wurde von Secunde zu Secunde leichenhafter, nur sein Auge, fest auf das Gemälde gerichtet, leuchtete in übermenschlichem Ausdrucke. Er malte noch immer. Jetzt trat er einen Schritt zurück, warf einen durchdringenden Blick auf sein Bild, rief mit starker Stimme: „Vollendet!“ und sank zu Boden.

Mit einem lauten Schrei stürzte Vincenzia zu ihm hin und beugte sich auf ihn nieder. Er deutete mit der Hand auf das Gemälde, wiederholte mit leiser Stimme: „Vollendet!“ und hatte aufgehört zu leben.

Vincenzia's Weheruf war im Hause gehört worden. Vorsichtig um sich blickend trat Buti in das Zimmer, erschrak leicht, als er Lippi's Leichnam erblickte, lächelte aber dann mit grausamer Befriedigung und murmelte: „Mein Gift war treu, es ließ ihm nicht Zeit, sein Werk zu beenden.“

Statt der Antwort deutete Vincenzia auf das Gemälde. Buti blickte hin, wurde bleich und schrie hastig: „Tod und Hölle! das Bild ist vollendet! Mein Feind starb mit der verklärenden Aussicht des Nachruhms.“ Jetzt sah er auch die zur Hälfte geleerte Flasche mit dem Antidotum stehen und errieth finster den Zusammenhang.

„Also mein Kind abermals gegen mich verschworen?“ grollte er. „Soll ich umsonst gefrevelt haben? Nicht das Leben des Verhaßten, seinen Ruhm wollte ich tödten, und bei der Hölle, ich will mir Wort halten!“

Er holte mit dem Arme aus, um das Bild zu

durchstoßen. Aber mit der Kraft der Angst fiel ihm Vincenzia in den Arm und stellte sich schützend vor das Gemälde. „Haltet ein, Vater!“ rief sie und ihr Auge blitzte gebieterisch in dem schönen bleichen Antlitz. „Die Gottheit selbst schützte dieses Werk, ließ es unter den Fieberschauern des Todes vollenden. Ehrt ihren zürnenden Wink! Häuft nicht Eure Frevel!“

Erschüttert und unentschlossen ließ er die Hand sinken.

In demselben Augenblicke wurden Stimmen und Geräusch vor dem Hause vernommen, und nach wenigen Augenblicken trat Cosmus von Medicis mit zahlreicher Begleitung in das Zimmer. „Wo ist Lippi?“ fragte er, „wo ist sein Gemälde? Es sollte heute beendigt werden. Ich komme, es vollendet zu sehen und zu holen.“

„Sein Werk ist vollendet! Rettet es für seinen Ruhm, o Herr!“ entgegnete Vincenzia und zog zugleich die Decke, welche sie über den Todten gebreitet, zurück.

„So mußte dieser schöne, reiche Künstlergeist so frühzeitig der Erde entfliehen!“ rief Cosmus schmerzlich. „Er ruhe sanft! Der Name Filippo Lippi wird fortleben unter den besten und edelsten

Jüngern der Kunst! Ein prachtvolles Denkmal soll ihm werden, eine würdige Stelle unter meinen Kunstschätzen seinem herrlich vollendeten Werke! Du warst sein Weib, Vincenzia. Sprich, was kann ich für Dich thun."

„Mich dem Himmel vermählen, hoher Herr, eigne und fremde Schuld abzubüßen!" bat Vincenzia; und gewährend winkte ihr der ehrwürdige Cosmus, indessen die herbeigerufnen Diener der Gerechtigkeit den Verbrecher Buti ergriffen, dessen Haupt zur Sühne der schrecklichen Missethat auf dem Schaffot fiel.

Folgen einer Boule-Partie.

1.

Im Fietta'schen Kaffeehause zu Dresden herrschte heute ein besonders reges Leben, denn die Nähe der Leipziger Jubilatemesse hatte eine Menge durchreisender Fremden in der Residenz versammelt, welche in den reizenden Umgebungen derselben wenigstens einige Tage des neu erblühten Frühlings genießen wollten. Leider hatten mehrere auf einander folgende regnerische Tage diesem Wunsche ein Hinderniß entgegengestellt, und man mußte sich wohl oder übel mit den einfachen Zerstreuungen begnügen, welche das stillere Dresden innerhalb seiner Mauern bot. Kein Wunder daher, daß Fietta's Kaffeehaus, welches, obgleich jeder Eleganz fremd und in dieser Hinsicht von seinem modernen Rival, dem Baldini'schen „Café d'Europe" bei weitem überflügelt, gleichwohl durch sein buntes, eigenthümlich-reges Leben einen überwiegenden Reiz gewährt und von den Meßfremden stark besucht war. Das Billard wurde keinen Au-

genblick leer, und um die Gäste gleich in Masse zu beschäftigen, wurden ausschließlich Boule-Partien angeordnet, an denen nach Gefallen Viele Antheil nehmen konnten. Während man hier unaufhörlich die Bälle klappen, die Nummern anrufen und einige unerwartet schnell todt gemachte Spieler gelegentlich fluchen hörte, herrschte in dem daran stoßenden Durchgangszimmer eine fast feierliche Stille. Hier pflegen nämlich die ruhigen, beschaulichen, namentlich die Bretspiele Stand zu fassen, und während hier zwei Gäste mit ernsten, gefalteten Stirnen, mit lautlos geschlossenem Munde, der selbst den Dampf der langsam gerauchten Cigarren nur leise und seitwärts auszustoßen wagt, dem königlichen Schach oblagen, ergötzten sich zwei andre an dem weniger schwierigen Puff. Das dritte Zimmer nahmen die Whist- und Boston-Tische ein, an denen man seit Jahren dieselben Gesichter einander gegenüber sitzen sah, und wo höchstens durch eingetretne Todesfälle eine Veränderung in den Gruppen eintrat.

Seit längrer Zeit ist es eine unterscheidende Eigenthümlichkeit des besprochnen Kaffeehauses, daß dasselbe auf lustige Billard-Marqueurs hält. Diese, obschon auch von Seiten ihres Patrons

muthmaßlich auf einen gewissen pikanten Ton angewiesen, erhalten gleichwohl ihre eigentliche derartige Bildung erst durch die Gäste selbst, die durch Neckereien und andre Aufforderungen den schlummernden Witz in jenen Leuten wach zu kitzeln wissen und durch fortwährend dargebotne Gelegenheiten nähren. So kommt es, daß die Fietta'schen Marqueurs vorzugsweise zu dem Rufe des Witzes und der guten Einfälle gelangen und mit den Verpflichtungen wie mit den Vorrechten der einstigen Hofnarren sich von den Gästen Viel gefallen zu lassen und wiederum tüchtig auszutheilen pflegen. Fremden ist dies bisweilen etwas überraschend, besonders da die Marqueurs ihre Späße harmlos auch gegen Solche loslassen, die mit den Statuten dieses Kaffeehauses noch nicht bekannt sind. Doch mit dem Uebelnehmen ist selten Etwas ausgerichtet, und wenn auch die Witzader des Kellners dadurch auf Augenblicke geschlossen wird, so wird auf der andern Seite durch eine allgemeine conversationelle Absperrung der übrigen eingeweihten Gäste gegen den Uebelnehmenden Rache genommen.

Dies ist der Grundriß des seit Jahren an jenem Unterhaltungsorte durch einige launigen Gäste begründeten und seitdem durch Gewohnheit fort-

wirkenden Tones, der bei aller Einfachheit der sonst vom Wirthe aufgewendeten Mittel seiner Restauration ein gewisses Interesse und somit einen starken Zuspruch sichert.

An einem Tische des Billardzimmers hatte unter andern Fremden auch ein ältlicher Herr Platz genommen, der durch Sprache und Erscheinung unwillkürlich eine Aufmerksamkeit erweckte. Die Art des gebrochnen Deutsch, welches er sprach, die schwerfällige und doch noble Weise seiner Bewegungen, so wie auch Physiognomie und Kleidung ließen in ihm den Engländer nicht verkennen. In den stolzen, unzufriednen Zügen lag der Spleen seiner Nation in reicher Masse ausgeprägt, und die wortkarge Bestimmtheit seines Ausdrucks selbst in einer ihm wenig geläufigen Sprache, die fortwährende stille Beschäftigung mit seinem Selbst bei wegwerfender Unaufmerksamkeit für seine Umgebung dienten, ihn zwar wenig anziehend, wohl aber nicht uninteressant zu machen.

Mehr oder weniger verstohlen hafteten die Blicke der übrigen Gäste eine Weile auf dem Fremden, der wenig davon wahrzunehmen schien, breit in seinen Stuhl gelehnt eine französische Zeitung las, bisweilen einige Worte über den schlechten

Grog murrte, dann aber gewöhnlich sein Glas hastig ausstürzte und ein neues verlangte. Fritz — so nannte sich der damalige lustige Marqueur des Kaffeehauses — hing, während er die Rechnung über die im Boulespiele vorfallenden Striche führte, mit sichtlicher Aufmerksamkeit an dem Engländer; seine Gedanken umkreis'ten denselben, gleichwie ein munteres Schooßhündchen in bald weitern bald engern Kreisen um eine ernste Dogge springt, begierig, mit derselben scherzend anzubinden, aber gleichwohl durch den ignorirenden Ernst seines Gegenstandes verblüfft und unthätig gehalten. Die stolze Wortkargheit des Engländers machte jeden Versuch, seine Aufmerksamkeit zu erregen oder ihm ein Antheil nehmendes Wort zu entlocken, fruchtlos. Man kann sich vorstellen, daß dies für den guten Fritz, der seinen sogenannten Witz gern gegen Jedermann leuchten ließ, keine geringe Unannehmlichkeit war; seine Begierde stieg mit der Hoffnungslosigkeit der Aufgabe, er hatte für nichts Anderes Gedanken, als für den Fremden, und ließ zum erstenmale die Neckereien der Gäste, die bei seiner auffallenden Wehrlosigkeit jetzt doppelt stark über ihn hereinbrachen, unerwidert und ungestraft. Der erbar-

mende Zufall fügte es endlich, daß der sehnsüchtige Marqueur doch noch, wenn auch auf eine wenig erbauliche Weise mit dem Gegenstande seiner gespannten Aufmerksamkeit in eine gewisse Berührung kam.

Ein schweres Unglück hatte damals — es war im Jahre 1833 — das oft schon hartgeprüfte Sachsen betroffen; nämlich das Städtchen Reichenbach, nach Plauen der größte Fabrik- und Handelsort des Voigtlandes, war zum großen Theile niedergebrannt. Allenthalben wurden milde Sammlungen angestellt; die Residenz ging mit rühmlichem Beispiele voran, und selbst an den öffentlichen Vergnügungsorten suchte man Beiträge zu erlangen. So geschah es, daß einer der vielen beglaubigten Sammler zu ähnlichem guten Zwecke auch das Fietta'sche Kaffeehaus betrat. Die Gäste steuerten reichlich bei. Endlich kam der Sammler auch zu dem Engländer. Mit großer Ruhe hörte dieser die Erzählung des furchtbaren Unglücksfalles an, blickte dann einige Minuten gleichgültig nachdenkend vor sich hin und erklärte endlich in seinem fremdartigen Accente, daß er einen Thaler beisteuern wolle. Zugleich griff er in die Tasche, langte einen Dukaten heraus und

reichte ihn dem lauernden Fritz mit dem Befehle hin, das Goldstück zu wechseln. Dieser war augenblicklich bereit, dem Gebote zu gehorchen; allein der unbedeutende Anlaß führte ganz unerwartet zu Weitläufigkeiten zwischen dem Marqueur und dem Engländer, indem jener den Dukaten nur nach dem üblichen Wechselcours, nämlich mit $3^1/_6$ Thaler umsetzen wollte, dieser aber durchaus den in Handel und Wandel angenommenen höhern Werth von resp. $3^1/_4$ Thaler geltend machte. Diese Differenz, welche baare zwei Groschen betrug, hatte gleichwohl eine bereits viertelstundenlange Hin- und Herrede veranlaßt, die von Seiten des Engländers mit phlegmatischer Beharrlichkeit, des Kellners mit eifernder Spitzfindigkeit betrieben wurde, und würde wahrscheinlich noch weit länger gewährt haben, hätte nicht der Sammler, dem um noch größern Zeitverlust bange wurde, sich erboten, diese Differenz lieber von der Casse tragen zu lassen, ein Vorschlag, mit welchem beide streitenden Parteien vollkommen zufrieden waren.

Fritz, obwohl er seinen Wunsch, an den Fremden zu kommen, in einer Hinsicht jetzt erfüllt sah, hatte sich bei diesem Streite doch sichtlich ge-

ärgert. Dagegen blieb der Engländer, welcher die ganze Sache als eine rein kaufmännische Differenz zu betrachten schien, in völliger Gelassenheit und eben so verdrossen und ruhig als vorher bei seinem Grog sitzen. Die Ansichten der Gäste waren getheilt. Einige lachten gleichgültig über die bizarre Hartnäckigkeit des Fremden in einer so komisch unbedeutenden Sache und nahmen es als einen gewöhnlichen Auswuchs nationaler Eigenthümlichkeit hin, während Andre wiederum über diesen filzigen Eigensinn eines augenscheinlich wohlhabenden, ja wahrscheinlich reichen Mannes erboßt waren. Der Fremde nahm von allen diesen Aeußerungen nicht die geringste Notiz, schimpfte gelegentlich auf den Grog, las die Zeitungen, wurde aber durch einen in prächtige Livree gekleideten Bedienten auf einige Augenblicke unterbrochen. Dieser trat ehrerbietig zu ihm hin, wie es schien, um Befehle zu erhalten. Der Engländer zischelte ihm einige Worte in's Ohr, reichte ihm Etwas aus seiner Brieftasche und schickte ihn fort.

Eben war der Boule beendigt, und eine neue Partie sollte begonnen werden. Fritz nahm sich aus einer gewissen übermüthigen Laune die Freiheit, dem Fremden eine Queue zu präsentiren und

ihn zur Theilnahme einzuladen. Der Engländer blickte nach seiner Gewohnheit ihm eine Weile starr in's Gesicht, dann nahm er die dargebotne Queue, wiegte sie prüfend in der Hand und sagte zu des Kellners Ueberraschung einstimmend: „Ich werde spielen mit.“

Im Erkerfenster des Billardzimmers — welches eine angenehme Doppelansicht in die belebte und elegante Schloßgasse und auf den mit Verkaufsbuden aller Art übersäeten Altmarkt gewährte, an dessen einer Fronte die Häuser der beiden literarischen Antipoden, Tieck und Theodor Hell, wie zwei ästhetische Trotzfesten einander feindselig entgegenblicken — gewahrte man bereits seit einer Stunde einen schönen jungen Mann, der, ebenfalls Fremder, noch weit weniger Theil an seiner Umgebung nahm, als der Engländer. Die vor ihm stehende Tasse Cacao war schon ganz ausgekühlt, ohne daß er sie ein einziges Mal an den Mund gebracht hätte; nur von dem daneben befindlichen Glase Wasser hatte er von Zeit zu Zeit hastig getrunken. Er starrte mit seltsamem, fast unheimlichem Ausdrucke bald auf den Tisch, bald in das bunte Leben des unter seinem Fenster ausgebreiteten Marktes hinein, und auf seinen ange-

nehmen, kraftvollen Zügen lastete unverkennbar der Ausdruck einer stillen Verzweiflung. Als der Kellner auch zu ihm hintrat, um ihm eine Queue zu präsentiren, fuhr er wie aus einem Traume auf, strich sich über die Stirn und schien über seine so schlecht verhehlte Zerstreuung etwas beschämt. Letzteres mochte auch die Ursache sein, daß er erklärte, mitspielen zu wollen.

Die Nummern wurden gezogen; es traf sich, daß der fremde Jüngling der Hintermann des Engländers wurde und also auf diesen zu spielen hatte. Wie unruhig, beinahe fieberhaft auch alle Bewegungen des jungen Mannes waren, so spielte er dennoch mit einer beispiellosen Fertigkeit Billard, wobei sein Vormann, der Engländer, natürlich sehr übel wegkam. Dieser mochte seinen Ball stellen, wie er immer wollte, so konnte er versichert sein, daß sein umbarmherziger Nachspieler ihn in's Loch brachte. Anfangs sah der Engländer diesem schlimmen Gange des an sich sehr unbedeutenden Spieles mit gewohnter Kaltblütigkeit zu, ohne seinen Gegner eines Blickes zu würdigen, noch von diesem persönlich bemerkt zu werden. Als er aber, trotz aller Vorsicht im Stellen seines Balles, schon nach den ersten fünf Touren

nach dem Ausdrucke des Spieles „todt gemacht" war, wurde er sichtbar ärgerlich und sah zum ersten Male seinen Tödter an. Es schien, daß des Letztern Gesicht aus unbekannten Gründen ihn sehr unangenehm berühre; er rollte seltsam die sonst so verdrießlich-ruhigen Augen und murmelte etwas Unverständliches in sich hinein. Dann fragte er etwas kälter den Kellner, mit wie vielen Strichen er sich einkaufen könne? Da er gleich im Beginne der Partie todt gemacht worden war, so kam er beim Einkaufe mit wenigen Strichen weg, zahlte seinen Einsatz und trat von Neuem ein. Er war diesmal so glücklich, einen ziemlich ungeschickten Hintermann zu bekommen, und obgleich er, sichtlich aufgeregt, bei weitem nicht mehr mit seiner vorigen Gelassenheit spielte, so hielt er sich dennoch musterhaft und bekam lange Zeit nicht den geringsten Zuwachs an Strichen. Während dessen hatte der junge Mann die übrigen Mitspieler um so schlimmer mitgenommen und Einen nach dem Andern todt gemacht. Jetzt bereitete er dem lässigen Hintermanne des Engländers ein gleiches Schicksal und hatte nunmehr lediglich mit Letzterm noch um die Partie zu spielen. Er hatte bereits neun Striche; um ebenfalls todt zu werden, fehlte

ihm also nur noch ein einziger, während der Engländer, mit nur erst drei Strichen, beinahe die Gewißheit in den Händen hatte, die Partie zu gewinnen und seinem unverkennbar ihm so widerderwärtigen Rival gegenüber seine schadenfrohe Zuversicht nicht ganz bemeistern konnte. Doch seine Siegerlaune ging gar bald in Betroffenheit, diese in leidenschaftliche Bitterkeit über, als der junge Mann mit jedem Stoße seinen Gegner um zwei Striche reicher machte, ohne daß dieser auch nur einmal Gelegenheit bekam, jenem den verhängnißvollen letzten Strich beizubringen. In einigen Minuten war die Partie entschieden; der Engländer hatte eine gewaltsam schnelle Niederlage erlitten. Er war erbittert, sich von einem Gegner geschlagen zu sehen, der, wie man bemerken konnte, für ihn etwas unerklärlich Widriges hatte. Die Lippen zusammenbeißend, trat er vor den jungen Mann hin, sah ihm starr in's Gesicht und sagte mit phlegmatischem Tone in seinem Englisch-Deutsch: „Sie haben eine sehr unangenehme Physiognomie!"

Es war das erste Mal, daß man den so Angeredeten, mit welchem zuverlässigen Ernste auch dieses ihm geltende Compliment ausgesprochen

wurde, lächeln sah, und just dieses Lächeln schien den Engländer noch mehr zu reizen, denn er wiederholte mit etwas geschärftem Accente: „Ja, ja, Sie haben wahrhaftig eine sehr unangenehme Physiognomie.“

Der junge Mann, dem bei seinem auffallend schönen, vom Grame zwar verdüsterten, aber nicht erloschnen Zügen, nur offenbare Mißgunst einen solchen Vorwurf machen konnte, lächelte noch sarkastischer und erwiderte mit abwehrender Unbefangenheit: „Ihre Bemerkung, mein Herr, ist aufrichtig, aber mir nicht neu.“

Den Engländer schien es zu verdrießen, daß der Gegner seine Unart nicht übler aufnehmen wollte, und schwieg. Einer der Gäste aber, ein wohlgenährter, dem edlen Whist sehr ergebner Arzt, meinte, indem er den Engländer fixirte: wenn man so vortheilhafte Physiognomien, wie die des jungen Herrn, unangenehm finde, was wolle man denn in solchem Falle von ganz andern Gesichtern denken?

Die Gesellschaft lachte; der Engländer strich kaltblütig seine Queue mit Kreide, um sie sichrer gleiten zu machen, Fritz ließ wiederum die Nummern ziehen, und ein neuer Boule nahm seinen

Anfang. War es Zufall oder eine schadenfrohe Taschenspielerei des Kellners — der Engländer hatte abermals seine Antipathie zum Hintermanne.

Ein lautes Gelächter aller übrigen Spieler applaudirte diesen gelungnen Witz des Zufalls; selbst der düstre junge Mann konnte sich nicht enthalten, einzustimmen. Sein Gegner aber maskirte seinen Aerger in frostige Ernsthaftigkeit und spazierte, so lange er nicht beschäftigt war, mit langen, steifen Schritten um das Billard herum.

Leider that auch diesmal das Schicksal keine Schritte, die aufgeregte Bitterkeit des Letztern zu versöhnen. Die neue Partie sah der vorigen zum Erstaunen ähnlich. Der Engländer hatte seinen Ball kaum ausgesetzt, als sein Hintermann ihn auch schon in das linke Eckloch doublirte, und so ging es Stoß auf Stoß fort; jener mochte sich placiren, wie er wollte — nach den ersten fünf Rennen war er wieder todt. Seine Augenbrauen senkten sich gewaltig; er blickte seitwärts auf seinen Würger und sagte laut genug, um von Allen verstanden zu werden: „Eine verdammte Physiognomie. Ich wollte viel daran wenden, wenn sie nicht vorhanden wäre!“

Das schon länger vorbereitete neue Gelächter

brach jetzt mit doppelter Gewalt hervor, ohne jedoch einen Eindruck auf den Engländer zu machen, der, sobald er in jenen Kraftworten seine feindselige Gesinnung ausgesprochen hatte, jederzeit seine volle Kaltblütigkeit wieder gewann. Der weitre Verlauf der Partie glich ganz auf ein Haar dem der vorigen. Der Engländer kaufte sich auf's Neue ein, kam nach dem allmäligen Absterben der übrigen Mitspielenden wiederum unter den besten Hoffnungen mit seinem Gegner allein zusammen und wurde wie vorher von diesem mit gewaltsamer Eile todtgemacht.

Die kalten todten Augen des Engländers funkelten seltsam; er trat ganz nahe zu dem jungen Manne hin und zischelte durch die Zähne ihm in's Ohr: „Sie haben mich viermal todtgemacht. Zehntausend Pfund gäb' ich darum, wenn auch Sie todt wären. Sie haben für mich eine verdammte Physiognomie. Ich wohne in der Stadt Rom. Nummer sechs. Ihr Diener, mein Herr!"

Diese Worte, so unsinnig und verworren sie klangen, gewannen durch den leisen, unterdrückten Ton der Wuth und durch die fremdartige, gebrochne Sprachweise, womit sie hingeworfen wurden, einen sonderbaren, ja fürchterlichen Ausdruck.

Wenigstens wechselte der junge Mann die Farbe. Er wollte antworten; aber der Sprecher war fort, er hatte mit eiligen Schritten das Zimmer und das Haus verlassen.

Jetzt, da er fort war, machten sich die unterdrückten Meinungen über den Engländer von allen Seiten Luft.

„Das ist ein Narr in Folio!" platzte ein junges Herrchen, der Schreiber eines Advocaten, höchst indignirt heraus.

„Wenigstens ein Filz, wie mir noch Keiner vorgekommen ist!" verbesserte ein burschikos gekleideter Cliniciſt. „Es war schmachvoll, von der schon erklärten milden Spende plötzlich zwei erbärmliche Groschen wieder abzuziehen!"

„Man sollte den Kerl in der Bürgerzeitung blamiren, und wer weiß, was ich noch thue," vermaß sich ein hagerer Herr, der sich gern als Kunstrichter aufführte.

„Thun Sie das!" erwiderte ein blonder Kritiker sehr ironisch. „Sie können dann gleich einen Fall mit zur Sprache bringen, wo ein sogenannter Kunstrichter mit Mißbrauch fremder Schriftstellernamen Bettelbriefe an Sängerinnen schreibt."

Der Hagre wurde roth wie Zinnober, schoß dem Blonden einen Basiliskenblick zu und entfernte sich hastig aus dem Zimmer.

„Still, Ihr Herrn!“ sagte ein Landschaftsmaler. „Da kommt der am schwersten Beleidigte.“ Und herein trat derselbe Herr, welcher vor zwei Stunden als Sammler für die abgebrannten Reichenbacher da gewesen und mit dem Engländer in die schon bekannte Differenz gerathen war.

„Haben Sie sich von Ihrem Aerger über die abgezognen zwei Groschen und über die durch diese Debatten verlorne Zeit schon erholt?“ fragte ein junger Advocat mit aufgeblas'ner Wichtigkeit den Eintretenden.

„Wir haben uns über jenen Knauser schon tüchtig ausgesprochen!“ riefen mehrere Andre.

„Beruhigen Sie sich, meine Herren!“ entgegnete der Almosensammler; „Sie könnten Ihrem Manne leicht schweres Unrecht gethan haben.“

„Unrecht? Wie so?“ fragte die Gesellschaft etwas verdutzt.

„Ich kann Ihnen vorläufig nur soviel berichten,“ fuhr der Sammler fort, „daß, kurz nachdem ich vorhin das Kaffeehaus verlassen, unterm Georgenthore mich plötzlich ein goldbetreßter

Bedienter anhielt und mir im Namen seines Herrn, den er jedoch nicht nennen dürfe, eine preußische Cassenanweisung von fünfhundert Thalern für die Reichenbacher Abgebrannten einhändigte. Zufällig habe ich jenen Engländer verschiedne Male in seinem Cabriolet fahren sehen und weiß bestimmt, daß es jener in Grün und Gold gekleidete Bediente war, der ihn begleitete und der mir heute diesen großmüthigen Beitrag überbrachte."

„Wahrhaftig," rief Fritz, indem er die bereits zu einem kühnen Triplé angesetzte Queue wieder senkte, „Grün und Gold war die Livree des Bedienten, welcher den Engländer diesen Nachmittag hier aufsuchte."

„Alle Wetter!" sagte der kurz vorher so absprechende Schreiber, „so war das, was er dem Bedienten aus der Brieftasche reichte, ein Fünfhundertthalerschein — —"

„Und der Auftrag, den er dem Bedienten heimlich gab, ein Befehl, dieses schöne Geld dem Sammler für das unglückliche Reichenbach zuzustellen!" ergänzte der Landschaftsmaler.

Ein Minuten langes Schweigen folgte dieser unerwarteten Aufklärung. Die Anfangs am vorlautesten in ihrer Verurtheilung des Engländers

gewesen waren, zeigten sich jetzt am lautlosesten. Am seltsamsten ergriffen war der junge Mann, welcher unwillkürlich der Gegner des Fremden, ja unerklärlicher Weise ein sichtlicher Gegenstand des Hasses desselben geworden war. Er blickte einige Momente starr auf die grüne Fläche des Billards; dann schien ihm plötzlich ein Gedanke durch den Sinn zu fahren; er zahlte, nahm Hut und Mantel und ging.

Seine Entfernung wurde von der Gesellschaft wenig bemerkt, da die so überraschende Wendung, welche die Sache des Engländers genommen, noch Aller Aufmerksamkeit und Gedanken fesselte.

„Ein wunderlicher Mensch, dieser Engländer,“ nahm nach einer längern Pause der Advocat das Wort. „Im Angesichte der Oeffentlichkeit zankt sich derselbe um zwei Groschen herum und entblödet sich nicht, diese elende Kleinigkeit seiner schon gegebnen Zusage wieder abzupressen, während er insgeheim mit fürstlicher Großmuth dieses Deficit mehr als vertausendfacht!“

„Wer er nur eigenlich sein muß?“ ließen sich mehrere neugierige Stimmen vernehmen; aber

Niemand wußte zufällig diese, Allen so sehr am Herzen liegende Frage zu beantworten.

„Geduld, Ihr Herrn, wir werden sogleich befriedigt werden," rief, nach dem Eingange hinblickend, ein schöner elegant gekleideter Mann und ließ, als er den Mund öffnete, zwei Perlenreihen sehen, welche seine Kenntnisse als Zahnarzt allein hätten darthun können; „da kommt der Mann, der Alles weiß, was in Dresden vorgeht, Alles kennt, was hier athmet."

Und herein trat ein kleiner zierlicher Jüngling in erbsenfarbnem Surtout, mit einem etwas verkritzeltem Gesichtchen, das fortwährend selbstgefällig lächelte.

„Komm her, Kleiner!" rief ihm der Zahnarzt entgegen. „Du sollst uns Auskunft geben über — —"

„Weiß Alles schon," unterbrach ihn der Kommende, „werde sogleich berichten."

„Wie, Du kannst draußen schon erfahren haben, was eben erst hier vorgegangen?" fragte der Arzt verwundert.

„Man hat seine guten Quellen, Freundchen!" erwiderte der Kleine. „Ihr wiss't, daß von Dresdener Angelegenheiten meiner Kenntniß Nichts entgeht.

Um übrigens sogleich auf den Punkt zu kommen, der Euch, meine Herren, in diesem Augenblicke interessirt, muß ich Euch Folgendes mittheilen: Es war am vorgestrigen Nachmittag; ich schrieb eben einen ausführlichen musikalischen Bericht über das letzte Concert der Kammermusikus Haase — —"

„Theurer Moritz," fiel ihm der Arzt mit sarkastischem Pathos in's Wort, „ich beschwöre Dich im Namen der Menschheit, sprich uns von allen Schrecken der Natur, nur nicht von Deinen Recensionen, oder Du läufst Gefahr, eine allgemeine Völkerwanderung zu veranlassen."

„Na, na!" erwiderte Moritz mit einem etwas grämlichen Lächeln, während die Umstehenden unbarmherzig lachten. Hierauf zog er seinen Surtout aus und stand nunmehr in schwarzem Fracke, modisch geäderten Hosen und musterhaft geschlungener Cravatte als personificirtes Modekupfer da. „Fritz!" rief er, „vor allen Dingen ein Glas Zuckerbier und eine tüchtige Portion Butterbemmchen! Mich hungert und durstet entsetzlich."

„Wir kennen Deinen trefflichen Appetit, wackrer Junge!" lächelte der Zahnarzt. „Jeder Billigdenkende wird Dir bei Deinen ungeheuren Stra=

pazen, welche Dir das unermüdliche Einsammeln von Neuigkeiten aller Art verursachen muß, eine Restauration gönnen. Jetzt aber erzähle!"

„Hat sich was Neuigkeiten zu sammeln!" lehnte Moritz etwas geärgert ab. „Aber die endlosen Laufereien in meinen Geschäften. Ich hatte heute drei wichtige Handelsangelegenheiten hinter einander abzuschließen, erst mit der Gräfin A., dann mit der Herzogin B., zuletzt mußte ich gar noch den weiten Weg zur Prinzessin C. machen. Freilich wurde eine artige Kleinigkeit dabei verdient, in Zeit von zwei Stunden hatte ich einen reinen Gewinn von dreihundert Thalern in der Tasche."

„Noch Eins, guter Moritz," unterbrach ihn der Arzt mit steigendem Sarkasmus. „So wie gegen Deine Kritiken, appelliren wir auch feierlich gegen Deine vornehmen Bekanntschaften und gegen Deine immensen Gelderverdienste. Du weißt, Freundchen, daß wir Dir gegenüber etwas ungläubiger Natur sind. Erspare also Deiner Phantasie alle fruchtlosen Mühen und berichte uns lieber glatt heraus das, was wir von Dir wissen wollen." —

Unterdessen hatte Fritz dem Gequälten das bestellte Bier und die Bemmchen gebracht. „Schon

gut," sagte Moritz, indem er mit großem Appetite über die letztern herfiel, „zahlen werd' ich morgen."

„Notir' es zu dem Uebrigen, guter Fritz," erläuterte der Arzt; „unser Moritz will den reinen Gewinn, den er in der Tasche hat, um dieser Kleinigkeit willen nicht anreißen."

Der so Gehechelte zeigte sich bei diesen kleinen Attaquen durchaus nicht empfindlich, sondern lachte vielmehr einige Male mit glücklich fingirter Herzlichkeit auf seine eigne Rechnung mit. Jedenfalls beurkundete der zum Erstaunen schnell geleerte Teller, daß dergleichen Ausfälle seinem Appetite keinen Eintrag thaten.

„Also jetzt erzähle!" erklang auf's Neue die Mahnung.

Moritz schluckte den letzten Bissen hinab und schickte sich mit selbstzufriedner Wichtigkeit zur Erzählung an. „Eurer Discretion," sagte er, „darf ich vertrauen, daß ich am Antonsplatze eine kleine Intrigue mit der Schwester der — —"

„Halt, guter Moritz, verzeihe, daß ich Dich abermals unterbrechen muß!" fiel der Arzt hastig ein. „Unter den Punkten, gegen welche wir uns feierlich verwahren wollen, hatte ich Deine ver-

liebten Abenteuer vergessen. Wir sind insgesammt überzeugt, daß dem Glücke, welches Du bei Damen machst, nichts gleichkommt, und ich wollte Dir auch verdenken, Deine beiden Seitenlocken mit so ungeheurem Fleiße zu cultiviren, wenn Du nicht dadurch des beispiellosesten Erfolges bei dem schönen Geschlechte versichert wärest. Aber wir haben über Deine Siege schon zu oft und zu viel aus Deinem eignen Munde hören müssen, als daß wir nicht gesättigt sein sollten!"

„Hol' Euch der Kuckuck!" rief Moritz etwas unmuthig. „Man weiß ja gar nicht, wie man erzählen soll!"

„Der Fehler, guter Moritz, liegt ganz einfach darin, daß Du, der fragliche Gegenstand mag Deiner Sphäre noch so fern liegen, immer nur von Deinem interessanten Ich verstohlner Weise erzählen willst," belehrte ihn sein hartnäkkiger Opponent. „Gieb uns endlich eine Antwort ohne Hörner und Zähne; weißt Du, wer jener Engländer ist, der kurz vor Deinem Eintritte das Kaffeehaus verließ?"

„Also das wollt Ihr wissen?" fragte Moritz gedehnt.

„Nun, und was weiter? Wir glaubten Dich ja schon von Allem unterrichtet.“

„Da kann ich Euch allerdings leicht Auskunft geben,“ fuhr jener fort, „indem mein Bruder erst vorgestern ein Geschäft in antikem Porzellan mit ihm machte. Dieser Engländer ist ein steinreicher Kaufmann und Fabriksherr aus London, heißt Master Woodgreen, hat weder Kind noch Kegel — doch halt, eine Frau hat er gewissermaßen, ja sogar eine Tochter. Beide sollen ihm aber schon seit vielen Jahren wegen seiner verzweifelten Launen entflohen sein. In der That, wie ich ihn kenne, ist es rein unmöglich, mit ihm auszukommen. So viel brutaler Menschenhaß und hämischer Geldstolz hat noch in keinem Kopfe logirt. Und doch soll, nachdem er sein Weib, eine junge schöne Deutsche, durch allerlei nur ersinnliche Quälereien dahin gebracht, mit dem einzigen Kinde ihn heimlich zu verlassen, ihn eine wüthige Sehnsucht nach diesen weggeschleuderten Schätzen plagen, während er seinen Ingrimm selbst an Leuten ausläßt, die nichts nach ihm zu fragen haben. Dabei ist er die seltsamste Mischung von kleinlichem Geize und launischer Freigebigkeit. Nie aber verlangt er für letztre einen Dank; er scheint sich

ihrer wie einer unwürdigen Narrheit zu schämen und läßt ihr nur im Geheimen freien Lauf. Da habt Ihr Alles, was ich weiß."

„Deine Mittheilung ist gut," sagte der Arzt; „sie paßt wenigstens zu dem, was wir eben erst mit eignen Augen gesehen. Und um Dich zu belohnen, wollen wir Dir jetzt eine volle Viertelstunde zugestehen, während welcher Du uns von Deinen Recensionen, Deinen vornehmen Bekanntschaften, Deinen riesigen Geldverdiensten, ja sogar von Deinen verliebten Eroberungen erzählen darfst. Funfzehn volle Minuten versprechen wir Dir zuzuhören. Du siehst, wir sind dankbar und verstehen uns gern zu einem Opfer."

Die Gesellschaft bestätigte lachend das Anerbieten des Arztes. Moritz wollte mit einem Schlagworte entgegnen, aber in diesem Augenblicke rief Fritz, indem er die Loosnummern auf das Billard warf: „Meine Herrn, ein neuer Boule!" Die Spieler liefen nach ihren Queues, und Moritz mußte seine schon bereit gehaltne geistreiche Antwort bis auf eine weitre Gelegenheit verschieben.

2.

Master Woodgreen, unter welchem Namen wir ihn nunmehr kennen, hatte das Kaffeehaus in einer ziemlich gereizten Stimmung verlassen. Er war zu bequem und zu hochmüthig, als daß er sich selbst hätte Rechenschaft abverlangen sollen, aus welchem innern oder äußern Anlasse die Erscheinung des jungen Mannes, der doch nur im Spiele sein Gegner geworden war, einen so widerwärtigen Eindruck auf ihn gemacht, sein sonst kaltes und finstres Gemüth in eine beinahe krankhafte Aufregung versetzt habe; und hätte er sich auch wirklich darüber befragen wollen, er würde sich entweder keine Aufklärung haben geben können, oder dieselbe seinem eignen Gedächtnisse abgeläugnet haben. Sein Spleen machte sich wieder einmal mit der vollsten Heftigkeit geltend; er wollte allein sein, keinen Menschen sehen. Darum zog er auch der auf näherem Wege nach seinem Hotel führenden, freundlichen und belebten Frauengasse den Weg durch die finstre Badergasse vor, eilte, starr auf den Boden vor sich hinblickend, mit hastigen Schritten weiter und trat bald in das damals eben neu errichtete Hotel „zur Stadt Rom.“ Er ging nach seinem Zimmer und war froh, nicht

einmal seinen Bedienten zu Hause zu finden, um seinem schwarzen Humor so recht ungestört in feindseliger Behaglichkeit nachhangen zu können.

Er warf sich unruhig auf das Sopha hin. Bilder einer schmerzreichen Vergangenheit schienen an dem finstern Auge vorüberzugehen, das kalt und leblos für den Blick der Freude nur für den Zorn oder Mißmuth Ausdruck und Leben zu haben schien. Dennoch wollte er sich wie verachtend von jenen trostleeren, aber doch wärmeren Regungen losreißen, er öffnete sein Portefeuille, nahm mit gesuchtem Gleichmuthe ein Päckchen Geschäftsbriefe heraus und durchflog einige derselben. Während er aber diese Papiere sonderte, fiel ein Miniaturgemälde, welches zufällig darunter gerathen war, heraus. Der finstre Mann zuckte etwas zusammen; doch erzürnt über diesen Verrath seines Gleichmuthes, zwang er sich, das Bild, welches das Portrait einer jungen Dame zeigte, mit gleichgültigem Auge anzuschauen. Dennoch blieb sein Blick wie magisch festgebannt auf diesen nur zu wohl bekannten Zügen haften; unwillkürlich gewann sein eiskaltes Auge einen wärmern Ausdruck, er neigte sich nieder zu dem Bilde, seine Lippen kamen demselben nahe, schon zitterten sie

krampfhaft zu einem Kusse zusammen——da pochte es an die Thür.

„God dam!“ knirschte der Engländer auffahrend und fluchte ein überlautes „Herein!“

Die Thüre öffnete sich, und mit einiger Verlegenheit trat der junge Mann herein, der durch die Hand des Spielschicksals so vielen Antheil an der üblen Laune des Engländers hatte.

„Was wollen Sie in meinem Zimmer?“ fragte ihn der Letztre kurz und barsch.

Der unartige Empfang schien auf den Eintretenden gewissermaßen ermuthigend zu wirken; er erhob das Anfangs bescheiden gesenkte Haupt freier und entgegnete in artigem, aber kurzem Tone: „Sie erinnern sich, Sir, daß Sie — es ist noch keine Stunde her — mir selbst unaufgefordert Ihre Wohnung nannten. Ich erkannte darin wohl nicht mit Unrecht eine stillschweigende Einladung und glaubte Ursache zu haben, derselben nachzukommen.“

„Ich verstehe Sie, mein Herr, ich bin je eher, je lieber zu Ihren Diensten,“ entgegnete der Engländer kalt und deutete auf die beiden Reisepistolen, welche auf seinem Tische lagen.

„Sie haben mich nicht verstanden," fuhr der junge Mann gelassen fort. „Es ist Ihrerseits keine Beleidigung gegen mich vorgefallen, die mich eine blutige Genugthuung verlangen lassen sollte. Daß ich Ihnen nicht gefalle, ist entweder Geschmackssache oder eine unerklärte Idiosynkrasie, und giebt mir kein Recht in die Hände, darüber Rechenschaft von Ihnen zu fordern."

„So fassen Sie sich kurz, denn Ihre Gegenwart ist mir in den Tod zuwider," sagte Woodgreen.

„Ich komme Ihnen einen Vertrag anzubieten, zu welchem Sie eigentlich selbst den Vorschlag machten. Sie sagten mir diesen Nachmittag, daß Sie zehntausend Pfund darum geben wollten, wenn Sie mich todt wüßten. Zahlen Sie mir die Summe aus, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich binnen heute und einem Jahre eine Leiche sein will."

Der Engländer sah den seltsamen Geschäftsmann mit großen Augen an. Dieser sprach ruhig weiter: „Sie sehen hier meinen Paß: Karl Wilhelm Schulz, Kaufmann aus Hamburg. Die Personalbeschreibung kann Sie von der Identität meiner Person mit dem rechtmäßigen Inhaber

dieses Passes überzeugen; sonst kann ich Ihnen auch Bürgen stellen. Ich werde Sorge tragen, daß Ihnen zu rechter Zeit mein Todtenschein zugestellt werde. Ich denke, auf diese Weise entbehrt unser Geschäft weder der zweckmäßigen Form, noch der möglichen Sicherheit. Letztere ergänzt mein Ehrenwort, das ich bisher auch um einen noch so hohen Preis nicht brach."

Der junge Mann hatte in seinem Geschäftseifer nicht bemerkt, wie der Klang seines Namens eine fast elektrische Wirkung auf Mienen und Geberden des Engländers hervorgebracht hatte. Dieser hatte eine gewaltsam schnelle Veränderung erfahren; sein Gesicht, in einem Moment zur Leichenblässe herabgestiegen, glühte im nächsten Augenblicke in der Röthe des Fiebers. Doch gelang es ihm sich zu fassen; er blickte dem jungen Manne scharf in's Gesicht, musterte mit tödtlicher Genauigkeit dessen Züge, und gleich als ob diese Prüfung ihm keinen Zweifel über die Gewißheit eines dunklen Argwohns übrig lasse, fragte er mit erkünstelter Fassung: „Um Verzeihung, hieß Ihr Vater nicht so wie Sie, Karl Wilhelm Schulz, und war er nicht ebenfalls Kaufmann in Hamburg?"

„Allerdings! Doch wie kommen Sie auf meinen Vater zu sprechen, der schon seit sechszehn Jahren im Grabe ruht, und wie kannten Sie ihn?“

„Flüchtige Geschäftsverbindungen,“ warf der Engländer leicht hin. „Ich habe ein gutes Gedächtniß für Namen, die noch so oberflächlich in das Bereich meiner Correspondenz geriethen.“

„Wirklich, Sir? Aber wie steht es mit unsrem gegenwärtigen Geschäfte?“

Der Engländer blickte ihm von neuem in's Gesicht, gleichsam als finde dort sein Haß neue Stärke und Entschlossenheit. Dann nahm er eine gleichgültige Miene an. — „Ich gestehe Ihnen, daß — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — Ihr mir völlig unbekanntes Gesicht etwas unendlich Hassenswerthes für mich hat. Ist es eine dunkle Erinnerung, daß mir durch eine Ihnen ähnliche Person einst ein Wehe angethan worden, oder eine Ahnung, daß dieses künftig einmal geschehen werde — ich weiß es nicht. Genug, Ihr Anblick erregt mir ein Gefühl, das dem der Rachsucht unendlich ähnlich sieht; und ich fühle, daß ich demselben gewähren, oder unergründlich tief mit mir zerfallen muß. Ich bin reich, sehr

reich, habe schon Viel an meine Launen gewendet. Warum sollte ich ein Sümmchen zurückhalten, das eine mir verhaßte Person weder durch Mord noch Verrath, sondern mit ihrer eigenen Bewilligung meiner Atmosphäre entzieht? Warum nicht ein Geschäft eingehen, dessen Zinsen meiner Laune — nein, bei Gott, mehr als Laune — meiner Seele, ja den nothwendigen Gesetzen meines Selbst zu Gute kommen? Ich nehme Ihren Vorschlag an, und sollte die genannte Summe Ihnen nicht hinreichend scheinen, so bin ich erbötig, sie zu verdoppeln. Ich bin in wichtigern Geschäftssachen kein Knauser."

„Die erste Summe genügt," entgegnete der junge Mann mit einer Kaltblütigkeit, die das Gräßliche der Uebereinkunft noch schneidender machte. „Ich würde zum Betrüger an Ihnen werden, wenn ich ein unglückliches Dasein Ihnen noch theuerer verkaufen wollte. Es bleibt bei der Summe von zehntausend Pfund!"

„Wie es Ihnen beliebt," sagte der Engländer. „Ich zähle Ihnen sogleich das Geld auf."

Er öffnete ein Fach des im Zimmer stehenden Schreibpultes, nahm ein Paquet Papier heraus und zählte die Banknoten auf den Tisch. Die

Augen des jungen Mannes folgten mit einem seltsamen Ausdrucke von Schauder und Begierde den zählenden Fingern des Engländers. Dieser hatte jetzt die bedungene Zahl hingebreitet und winkte dem Andern, sich von der Richtigkeit des Geldes zu überzeugen und es in Empfang zu nehmen.

Als Schulz zu diesem Zwecke nahe an den Tisch trat, fiel sein Blick auf das noch immer dort liegende weibliche Portrait. Ein Laut der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen.

Der Engländer bemerkte es. - „Was ficht Sie an?“ fragte er und setzte neugierig hinzu: „Haben Sie vielleicht irgendwo ein diesem ähnliches Bild gesehen?“

„Möglich, daß eine ungefähre Aehnlichkeit mich auf den ersten Anblick überrascht hat,“ erwiderte Schulz, schnell wieder gesammelt. „Jetzt aber bitte ich Sie, mir Ihre dauernde Adresse anzugeben, damit Ihnen nach abgelaufnem Termine die Beweise des auch von meiner Seite erfüllten Contracts zugestellt werden können.“

Der Engländer besann sich eine kleine Weile, während welcher Schulz die richtig befundene Summe einstrich. Dann sagte der Erstre: „Sie und ich sind Kaufleute; wir pflegen unsre Geschäfte

von Messe zu Messe abzumachen. Bei unsrem Vertrage möge also derselbe herkömmliche Termin stattfinden. Zur nächsten Jubilatemesse werden wir uns hier wiederfinden; ich mache sie verbindlich, nicht früher Schritte zur Erfüllung des Vertrages zu machen, bis wir uns wieder gesprochen, oder Sie eine unmittelbare Weisung von mir bekommen haben. Und jetzt Ihr Diener!"

„Ihrer Bestimmung habe ich mich zu fügen," bestätigte Schulz; „mein Wort darauf, daß ich derselben streng nachkommen werde. Ihr gehorsamer Diener!" —

Er verbeugte sich und ging. Als er fort war, gab der Engländer seiner bisher mühsam unterdrückten innern Bewegung wieder Raum. „Leichtsinniger Sohn eines verrätherischen Vaters!" murrte er. „Geh' nur hin, des Vertrags entbinde ich Dich im voraus; Du würdest ihn doch nicht halten. Brichst Du ihn ohne mein Wissen, so trage wenigstens die Schmach eines entweihten Ehrenwortes durch Dein Leben. Meinst Du es aber ehrlich, so fühle in der Erwartung eines terminlich festgestellten Untergangs einen kleinen Theil der langen Qualen, die ich durch Deinen Vater erlitt! Jedenfalls habe ich mir eine gute Rache

erkauft und den künftigen Triumph, dem Sohne meines Feindes verachtend ein Leben zu schenken, das er mir um ein schlechtes Geld verhandelte!"

3.

Während in dem elegant eingerichteten Gastzimmer des Engländers jener seltsame Vertrag abgeschlossen wurde, sah es in dem einfach, beinahe ärmlich meublirten Zimmer eines anständigen, aber einfachen Gasthofes, des sogenannten „deuschen Hauses" in der Scheffelgasse, ganz anders aus. Das Zimmer befand sich im obersten Stockwerke, wohin sich die dermaligen Inhaber wahrscheinlich aus nothgedrungener Sparsamkeit zurückgezogen hatten. Am Fenster saß eine Dame von ungefähr vierzig Jahren, mit edlen, aber kummerschweren Zügen; ihr gegenüber eine junge reizende Frau, an welche sich ein wunderholder dreijähriger Knabe schmiegte, der mit ihrer herabgesenkten Hand spielte.

„Karl ist noch immer nicht zurück," sagte die ältere Dame besorglich. „Es scheint, daß seine Bemühungen, die hier noch außenstehenden kleinen Reste — die letzten Trümmer unsrer Hoffnung — einzutreiben, keinen Erfolg haben."

„Du bist zu hoffnungslos, gute Mutter,“ erwiderte die junge Dame. „Das unverschuldete Unglück seines Vaters, das auch auf Karl forterbte, wird die Schuldner um so mehr für Recht und Billigkeit stimmen. Karl ist fleißig und ein geschickter Geschäftsmann. Ein kleines Capital wird schon für ihn hinreichen, gute und sichre Unternehmungen daran zu knüpfen, und ùnser Schicksal wird sich dann schnell günstig wenden.“

„Der Himmel segne ihn!“ fuhr die Mutter mit einem Blicke zum Himmel fort. „Er verdient es als Sohn wie als Gatte. Schwer lastet die Vorstellung auf meiner Seele, daß ich ohne sein Wissen Theil an der Ursache seines Unglücks habe. Seine heiße Liebe zu Dir, seiner Gattin, hält ihn in glücklicher Unkenntniß darüber. Er reichte Dir seine Hand, selbst nachdem ich ihm freimüthig gestanden, daß über meiner und Deiner Herkunft ein zwar von jeder Schuld entferntes, aber unglückliches Geheimniß walte, das weder Dir noch ihm bekannt werden dürfe; es müßte denn dereinst ein unvorhergesehener Vorfall es zur Lösung desselben bringen. Er erwiderte, daß ja das Herz seiner Emilie offen vor ihm liege, und er dafür gern auf jede Aufklärung über ihre Herkunft ver-

zichte, und ward Dein Gatte, mir ein liebender Sohn."

„Entschlage Dich aller trüben Gedanken, theure Mutter!" bat Emilie; „ich bin froh und heiter gestimmt, mir ahnet Freudiges. Ich glaube, daß eine glückliche Aenderung unsrer Lage nahe ist!"

Ihre Mutter wollte entgegnen, aber rasche Schritte im Vorsaale unterbrachen sie, noch ehe sie begann.

„Das ist Karl!" rief Emilie, froh von ihrem Sitze aufspringend. — „Der Papa!" jubelte der schöne Knabe und eilte an der Hand seiner Mutter der Thüre zu, durch welche Schulz eilig eintrat.

Sein Aussehen war halb entzückt, halb verstört, seine Sprache abgebrochen und unsicher, wie die eines vom starken Laufen Athemlosen. „Uns ist geholfen!" lallte er.

Die Seinigen schrieben diesen seltsamen Ton dem Uebermaße seiner Freude zu und falteten im stummen, brünstigen Dankgebete die Hände.

„Da seht!" rief er mit festerer Stimme und warf in unnatürlicher Freude ein leicht zusammengefaltetes Paquet auf den Tisch, das im Fallen sich

öffnete und einen Haufen von Banknoten entleerte, die zum Theil auf den Fußboden fielen.

„Mein Gott!“ rief die Schwiegermutter erschrocken; „das ist ja entsetzlich viel Geld! Und das Alles gehört Ihnen, Karl?“

Der Gefragte nickte stumm bejahend.

„Karl! verzeihen Sie die Frage!“ forschte die Mutter ängstlich weiter. „Es ist Ihnen doch nicht schwer geworden, diese große Summe so schnell zu erwerben? Sie haben doch — aber wie darf ich Sie, den edelsten, rechtlichsten Mann so fragen? — Sie haben doch Ihr Gewissen — — ?“

Karl erholte sich und erwiderte mit sichrem, fast stolzem Tone: „Das Geld ist rechtmäßig, wenn auch auf ungewöhnlichem Wege von mir erworben. Alle übrigen Hoffnungen waren fehlgeschlagen, ich sah mein Weib, mein Kind dem Hungertode oder im günstigen Falle dem Schicksale der Bettler preisgegeben. Da öffnete mir die Vorsicht einen Ausweg. Der Schiffbrüchige hat nicht lange zu fragen, ob der Trümmer, der ihn rettend aufnehmen will, glatt oder unbequem ist. Das Geld ist ehrlich, wenn auch nicht leicht verdient. Weib und Kind sind gerettet, ja sogar ihre Zukunft gesichert. Welches Opfer wäre zu

groß für einen solchen Preis. Jetzt, Mutter, fragen Sie nicht weiter. Gedenken Sie, daß ich selbst in dem entscheidenden Momente, wo Ihre Tochter mein Weib wurde, Ihr Geheimniß ehrte, nie mit einer Miene demselben nachforschte; ehren Sie nunmehr auch mein Geheimniß! Preisen Sie die Vorsehung, die mich würdigte, der Retter des Theuersten zu werden, was ich auf Erden besitze!"

Karl sprach diese Worte mit steigender Wärme, während er mit beiden Armen sein Weib und seinen Sohn zärtlich umfaßt hielt. Aber bei den letzten Worten wurde er bleicher; er blickte mit einem Lächeln, das immer stehender und unwahrer wurde, auf die über Tisch und Fußboden hingestreuten Reichthümer; plötzlich wankte er und sank ohnmächtig in Emiliens Arme.

4.

Ein Jahr war verflossen und das Osterfest hatte sich erneut. Der zeitig aufblühende Frühling lockte die Bewohner Dresdens in Masse hinaus in die reizenden Umgebungen der Residenz, wo das erste junge Grün in der milden Pflege der Aprilsonne

sich fast unter den Augen des Naturfreundes immer reicher entfaltete. Der „große Garten“, dieser Prater Dresdens, wimmelte von Spaziergängern und von eleganten Kutschen. In der Köhler'schen Restauration war beinahe kein Stuhl mehr zu erlangen, und vom Orchester herab mahnten Weber's ernste Harmonien, stolzirten Reissiger's elegante Ouvertüren, rauschten Strauß's und Lanner's beflügelnde Walzer. Am Eingange des Saales hatte sich ein wegen Mangel an Sitzen ambulirender Trupp junger Leute zum Aerger der durch sie im Hin- und Herlaufen bisweilen gehemmten Marqueurs versammelt. Unter ihnen führte ein junger Herr in erbsenfarbnem Surtout, in welchem der Leser eine um ziemlich ein Jahr früher gemachte Kaffeehausbekanntschaft erneuern und leicht jenen novitätenreichen Moritz wieder erkennen wird, das Vorwort.

„Eine wunderschöne Frau, diese Madame Schulz,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, seine und seiner Genossen Augen auf einen benachbarten Tisch hinlenkend. „Ich wüßte nicht, welches Gesicht mich so sehr interessiren könnte, wie das Ihrige. Leider soll sie ihren Mann bis zur Schwärmerei lieben, und in der That, er ist auch hübsch,

nur etwas zu bleich; der Reichthum scheint bei ihm nicht recht anschlagen zu wollen."

„Ist er wirklich so reich?" fragte einer der Bekannten des Sprechers.

„Wenigstens besitzt er genug, um von den Zinsen seines Capitals recht bequem zu leben," fuhr Moritz fort. „Und das Wunderbarste ist, daß er noch an eben demselben Tage, wo wir ihn zum ersten Male in Fietta's Kaffeehause sahen, die Nachricht einer großen Erbschaft aus seiner Heimath erhalten haben soll, während er, wie ich aus sicherer Quelle weiß, damals vis-à-vis de rien stand."

„Ich entsinne mich genau jenes Nachmittages," warf ein Andrer hin. „Er nahm an einer Boule-Partie Theil und mußte von einem aufgeblasenen Engländer einige Insolenzen einstecken."

„Richtig!" bekräftigte Moritz. „Es war der reiche Mr. Woodgreen. Er befindet sich wieder hier; ich las ihn heute Morgen im Thorzettel unter den Einpassirten und sah ihn vor einer Weile hier im Saale. Er muß sich mit Schulz ausgesöhnt haben; denn ich stand ziemlich nahe dabei, als dieser ihm einige Worte in's Ohr flüsterte, die er sehr gelassen anhörte und dann bestätigend

nickte. Er geht nachlässig, beinahe etwas ärmlich angekleidet. Wenn solche reiche Kauze mit ihrer Garderobe geizen wollen, was soll dann aus den Tuchmachern und Schneidern werden? — Wie hoch ist es an der Zeit?"

„Nahe an halb fünf Uhr," antworteten zwei seiner Freunde, ihre Taschenuhren wieder einsteckend.

„So wird es Zeit, daß man sich nach der Stadt begiebt. Die Schröder-Devrient tritt heute wieder als Fidelio auf; es wird zum Erdrücken voll werden. Auf Wiedersehen, Ihr Herren!"

Der Trupp zerstreute sich zur großen Freude der Marqueurs, und der Weg wurde wieder frei.

5.

Im sogenannten „großen Gehege", das an die Dresdner Friedrichstadt und das dortige Ostra-Vorwerk stößt, sah es im Gegensatz zu der grünenden und blühenden Umgegend noch etwas winterlich aus. Die steinalten Bäume hatten mit dem leichten Buschwerk und den jungen Halmen der Wiesen nicht gleichen Schritt halten können. Gleich-

sam das schwere Geschütz der Natur, bargen sie ihr neues Grün noch in knolligen Unformen und zeigten äußerlich die starre Schroffheit des Winters, während doch der Frühling schon lebhaft in ihrem alterszähen Marke sich regte und es durch die frischesten Säfte der erwachenden Erde verjüngte. Die welken Blätter, mit denen noch der vergangene Herbst den Fußboden übersäet hatte, rauschten unter den schnellen Schritten eines Mannes, der zwischen den Bäumen gegen das Ufer der Elbe hinschritt, deren westlicher Horizont von den Strahlen der scheidenden Sonne augenblendend geröthet wurde. Es währte nicht lange, so durchschnitt von der Seite der Neustadt her ein leichter Kahn den in der Abendbeleuchtung prächtig blinkenden Strom, und als er das diesseitige Ufer erreicht hatte, sprang ein Mann aus demselben, ging auf den bereits seiner Harrenden zu und grüßte flüchtig.

„Ich danke Ihnen, Mr. Woodgreen," sagte Schulz — denn er war es, den wir zuerst hier auftreten sahen — „daß Sie sich, meinem Wunsche gemäß, so pünktlich einstellen. Unser Termin ist seinem Ablaufe nahe, und ich pflege in Geschäftssachen auf Pünktlichkeit zu halten. Haben

Sie die Güte zu bestimmen, auf welche Weise und an welchem Orte ich meine Verbindlichkeit erfüllen soll.“

Der Engländer betrachtete ihn mit einiger Verwunderung. Dann fragte er: „Wissen Sie, was Seelenqual heißt, und haben Sie es im Verlaufe dieses Jahres empfunden?“

„Diese Frage gehört so wenig in unsern Contract, wie deren Beantwortung,“ entgegnete Schulz kalt.

„Sie haben Recht; diese Frage steht mir nicht zu; selbst wenn sie und nichts Anderes mein eigentlicher Zweck gewesen wäre,“ sagte der Engländer. „Doch eilen wir jetzt zur Auseinandersetzung. Ich hatte, ohne daß Sie die Ursache zu wissen brauchen, ein verbietendes Recht auf Ihre Lebensfreuden geerbt; ich habe es durch ein Jahr geltend gemacht und gebe es Ihnen jetzt freiwillig zurück. Glauben Sie vielleicht, daß ich ein Mörder bin und Ihren tollen Antrag, den nur Verzweiflung oder Leichtsinn eingeben konnte, wahr machen lassen werde? Meine Absicht ist erfüllt; Sie sind jetzt Ihrer Verpflichtung entbunden.“

In Schulz's Zügen wechselten Ueberraschung und Zorn. „Und glauben Sie vielleicht,“ fragte

er mit scharfem Tone, „daß ich von Ihnen ein Geschenk annehmen werde, und wäre dieses Geschenk auch mein Leben? Der einzige Ausweg, den Vertrag auf eine, Keinen von uns Beiden verletzende Weise aufzuheben, ist der, daß ich Ihnen Ihre zehntausend Pfund nebst gesetzlichen Zinsen zurückzahle, nachdem ich durch gute Geschäftsunternehmungen in den Stand gesetzt bin, diese Zahlung zu leisten und doch ein mäßig wohlhabender Mann zu bleiben."

„Und denken Sie etwa," fiel der Engländer in ähnlichem Tone ein, „daß ich dieses Geld zurücknehmen würde? Es ist der einzige Trost meines Lebens, Sie zu meinem Schuldner zu haben, ohne Ihnen eine Möglichkeit der Auslösung zu lassen; denn was den im Vertrage bedungenen Ausweg betrifft, so werden Sie, als Gatte und Vater, nicht so wahnsinnig sein, ihn zu wählen."

„Ich werde so wahnsinnig sein," erwiderte Schulz noch schneidender, „glauben Sie mir! Ich würde Ihnen mein Leben nicht verdanken, selbst wenn Sie die schwere Kunst des Schenkens in etwas höherem Grade besäßen, als es, offen gestanden, der Fall zu sein scheint."

„Ich sehe, daß hier zwei harte Köpfe zusammen gekommen sind," sagte Woodgreen ruhig. „Machen Sie, was Sie wollen. Ich kann Ihnen nicht wehren, über Ihre Person nach Belieben zu verfügen. Wenn es Ihnen aber nicht unangenehm ist, einen Reisegefährten in die andere Welt zu erhalten, so nehmen Sie mich mit!"

„Sind Sie von Sinnen?" rief Schulz in der höchsten Ueberraschung. „Sie, der kräftige Mann, der Alles besitzt, was das Leben erheitern kann, der über ungeheure Reichthümer gebietet — —?"

„Geboten hat, wollen Sie sagen," belehrte ihn der Engländer trocken. „Ehrgeiz und Gleichgültigkeit ließen mich in dem letzten Jahre mein ganzes großes Vermögen auf weit um sich greifende Speculationen setzen. Widrige Umstände stürzten sie; ich ging ein Bettler aus dem Schiffbruche hervor, kaum mit den nöthigen Mitteln versehen, um hierher zu reisen und Sie Ihrer Verpflichtung zu entbinden, um kein Mörder zu werden."

„Unbegreiflicher Mann!" sprach Schulz mit Verwunderung. „Sie sind arm und stoßen dennoch die rechtmäßig Ihnen gehörende Summe von sich, die Sie retten könnte?"

„Wäre ich noch reich, so würde ich sie ohne Bedenken annehmen," antwortete Woodgreen mit gewohnter Kaltblütigkeit. „Jetzt aber, wo ich sie brauche, wäre es erbärmlich, diesen Zufall gierig zu erhaschen."

Beide hatten sich unter diesen Verhandlungen gedankenlos der Pforte des Geheges genähert, vor welcher eben ein Wagen hielt, aus welchem zwei Damen stiegen und auf die Männer loseilten. Ueberrascht erkannte Schulz in ihnen seine Gattin und seine Schwiegermutter. Angstvoll stürzte die Erstere ihm entgegen.

„Gott sei gelobt, daß ich Dich gefunden!" sagte sie athemlos. „Dein zu dieser späten Stnnde ungewöhnliches Außenbleiben und eine unerklärliche Angst duldeten mich nicht im Zimmer. Ein Nachbar hatte Dich zufällig diesem entlegenen Orte zugehen sehen; ich fürchtete ein Duell oder sonst ein Unheil und ließ nicht eher ab, die Mutter zu bitten, bis diese mich begleitete. Du hast doch nichts Gefährliches mit jenem unbekannten Manne vor, mein Karl!"

„Fürchte nichts, gutes Weib," beruhigte sie der Gatte. „Es galt blos ein Geschäft zu verabreden."

Woodgreen war bei Annäherung der Damen einige Schritte zurück geblieben. Um der Scene alles Zweideutige zu benehmen, fand Schulz für nöthig, jenen den beiden Damen vorzustellen. Er führte daher die Letzteren seinem Begleiter entgegen. Aber kaum hatten Woodgreen und Emiliens Mutter sich erblickt, als Beide mit dem Doppelrufe: „Elise!" — „Staunton!" — wie eingewurzelt vor einander stehen blieben.

Woodgreen faßte sich zuerst. „In der That, Madame," sagte er mit kalter Höflichkeit, unter welcher sich gleichwohl seine heftige innere Bewegung nicht ganz verbergen ließ, „ich hätte es mir nicht träumen lassen, nach einer achtzehnjährigen Trennung so unerwartet Sie wieder zu finden. Es thut mir leid, Ihnen dadurch einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Sie erlauben daher, daß ich mich entferne."

„So ist der Mann noch immer so hart und ungerecht, wie es der Jüngling war?" seufzte Elise. „Staunton, auch Ihr Kind sehnen Sie sich nicht an Ihre Brust zu drücken?"

„Mein Kind?" sagte Staunton, wie wir ihn jetzt nennen müssen, mit plötzlich verändertem Tone. „Ihr Brief, Elise, den ich kurz nach

Ihrer Flucht erhielt, meldete mir, daß unsere Tochter tödtlich krank sei, ja daß ich bei Empfang des Briefes sie schon als gestorben annehmen dürfe?"

„Unmittelbar darauf," entgegnete Elise, „hatten Sie Aufenthalt und Namen aufgegeben. Mein zweiter Brief, in welchem ich Ihnen die unverhoffte, wunderbare Genesung unseres Kindes meldete, fand Sie nicht mehr in Bristol. — Tritt näher, Emilie, umarme Deinen Vater, vielleicht gelingt es Dir, sein starres Herz zu erweichen."

Bei diesen Worten riß sich Emilie — die eben so, wie ihr Gatte, in unbeweglicher Spannung Zeuge dieses Auftrittes gewesen war — von diesem los und warf sich mit dem Ungestüm der Tochterliebe in die Arme Staunton's, in dessen vereis'ter Brust es mit einem Male so mächtig kämpfte, daß der gewaltsame Druck aller aus Jahre langem Winterschlafe erwachenden Empfindungen ihm das Herz zu brechen drohte. Er stöhnte unter dieser quälenden Last von Zweifel und Entzücken; jetzt endlich brachen lindernde Thränen aus den lange vertrockneten Augen. „Meine Tochter!" schluchzte er und preßte Emilien an sich. „Ist es wirklich kein Traum? Gehöre ich

noch dieser Erde an, dieser Erde, wo es kein Glück, keine Wahrheit geben soll? — Elise, meine Gattin!" fügte er nach einer Pause hinzu, „ich glaube, jetzt könnte ich auch Dir Deinen Verrath vergeben!"

„O, nicht dieses ungerechte Wort!" rief Elise, seine Hand umschlingend. „Meine Flucht mag eine Uebereilung gewesen sein; doch ehe Sie mir entehrende Beweggründe andichten, hören Sie erst meine Rechtfertigung. Treten Sie näher, mein Sohn, mein guter Karl, der Augenblick ist gekommen, wo auch Sie die Lösung des Geheimnisses vernehmen sollen, das Sie so zartsinnig ehrten."

„Handelsunternehmungen führten meinen Vater, einen deutschen Kaufmann, zu einer Zeit nach Bristol, wo ich in der ersten jungfräulichen Reife stand. Da er, frühzeitig verwittwet, mich Niemand hätte anvertrauen können, so mußte ich ihn begleiten. Staunton sah mich, faßte Neigung zu mir und hielt bei meinem Vater um mich an, der nach kaufmännischer Philosophie in dieser Verbindung mit einem der reichsten Kaufleute Bristol's mein Glück auf die glänzendste Weise gesichert glaubte, obschon einige Freunde, in Rücksicht auf

Staunton's heftiges und mißtrauisches Gemüth, bald offener, bald leiser warnten. Kurz nach meiner Vermählung starb mein Vater, ein Verlust, den ich um so schwerer empfand, da das Temperament und das Benehmen meines Gatten mich nur zu sehr nach dem Troste eines Vaters sehnen ließen. Bald nachher kam Karls Vater, an Namen wie an Gestalt und Charakter seinem Sohne vollkommen ähnlich, in das Haus meines Gatten. Er hatte von Hamburg aus lebhafte Geschäftsverbindungen mit Letzterem angeknüpft, die ihn endlich persönlich nach Bristol führten. Mein Gatte zeichnete ihn aus; Schulz wurde sein treuer Freund, lernte mich achten und sah zugleich mit tiefer Betrübniß, daß ich durch Staunton's Menschenhaß hart, ungerecht, ja entehrend behandelt wurde. Vergeblich waren seine wiederholten Versuche, meinen Gatten zur Gerechtigkeit, zur Pflicht zurückzuführen; sie hatten nur den Erfolg, daß Letzterer eine gehässige Eifersucht gegen Schulz faßte und mir noch unwürdiger als vorher begegnete. Meine Jugendkraft drohte dieser Behandlung zu erliegen; meine Blüthe welkte, ich sah den Tod vor Augen. Da legte mir Schulz die Verpflichtung an's Herz, mich für meine, da-

mals zweijährige Tochter zu erhalten, und machte mir den Vorschlag, mich in seine Heimath, nach Hamburg, zu führen, wo ich an seiner Gattin eine treue Freundin und Trösterin finden würde. Nach langen Zweifeln sah ich endlich selbst die unabänderliche Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, besonders nachdem ein von mir meinem Gatten gemachter Vorschlag einer freiwilligen Trennung von ihm mit hämischem Spotte und mit der Bemerkung: er wolle mir die Verbindung mit meinem Liebhaber nicht so gar leicht machen — abgelehnt worden war. So benutzte ich denn eine mehrtägige Abwesenheit meines Gatten, um, von dem einzigen mir gebliebenen Freunde geführt, mit meinem Kinde nach Hamburg zu entfliehen. Ich hoffte, daß durch eine kurze Trennung die erloschene Liebe meines Gatten neu erwachen, und unsere Wiedervereinigung, die ich nahe glaubte, auch ein neues Glück der Ehe mit sich bringen werde. Der Himmel ließ mich jedoch schnell für meine Flucht büßen; Verluste, Sorgen und Unglücksfälle folgten sich pfeilschnell. Kaum in Hamburg angelangt, sah ich mein Kind tödtlich erkranken; die Aerzte benahmen mir jede Hoffnung, und ich eilte, meinem Gatten diese Unglückspost zu

melden. Dies scheint, nach seiner vorhin gethanen Aeußerung zu urtheilen, der einzige Brief gewesen zu sein, der von den vielen, die ich an ihn gesendet, ihn gefunden. Zu gleicher Zeit hatte er, wahrscheinlich aus Scham und Unmuth, sein Geschäft niedergelegt und sich unter einem angenommenen Namen von Bristol weggewendet; wohin? konnte ich nicht ermitteln, da die Heimlichkeit, mit welcher er diesen Schritt bewerkstelligt, und die Fälschung seines Namens, allen meinen Nachforschungen ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzten. Alle meine Briefe — so auch der, in welchem ich ihm die wunderbare Erhaltung unserer Tochter meldete, ihn um Vergebung bat, eine Wiedervereinigung unter jeder noch so schweren Bedingung antrug 2c. — kamen nach kürzerem oder längerem Umlaufe in meine Hände zurück, und ich bewahre sie noch als theure, unumstößliche Zeugnisse meiner stets treuen und liebevollen Gesinnungen für meinen Gatten. Schulz's Gattin war mir eine treue Freundin; doch schon nach einem Jahre senkte man sie in's Grab. Der Kummer über das Unglück ihres Gatten, der durch den Sturz mehrerer Handelshäuser in kurzer Zeit sein unter Fleiß und Sorgen erworbenes Vermögen verloren hatte, un=

tergrub ihr Dasein. Ihr Gatte, der sie zärtlich liebte, überlebte sie nur um wenige Monden. Die Pflicht gebot mir nunmehr, Mutterstelle an dem verwais'ten, damals erst zehnjährigen Karl zu üben. Ich verließ Hamburg, wo mich so vieles Schmerzliche getroffen, wendete mich nach Leipzig, wo Niemand mich kannte, und ernährte mein Kind und meinen Pflegesohn von meiner Hände Arbeit. Scham und Reue ließen mich strenge über meine früheren Schicksale schweigen; Karl, ja selbst meine Tochter erfuhr nicht das Mindeste darüber. Frühzeitig hatte sich zwischen Beiden eine Neigung entsponnen, welche mit den Jahren wuchs. Als Karl in das Jünglingsalter trat, reis'te er nach Hamburg zurück, um die Handlung zu erlernen. Unterstützt von einigen seiner Verwandten, gelang es ihm, ein Geschäft anzulegen, das Anfangs gute Erfolge zeigte. Sie bestimmten ihn, seinem sehnlichsten Wunsche zu gewähren; ich und Emilie mußten ihm nach Hamburg folgen; Letztere ward seine Gattin. Doch auch ihm wollte kein dauerndes Glück blühen. Widrige Zeitumstände untergruben seinen jungen Wohlstand. Aermer als je verließen wir vor einem Jahre Hamburg abermals und wendeten uns hierher, wo Karl noch

einige außenstehende Schulden einzutreiben hoffte und wo er auf eine mir räthselhafte Weise plötzlich zu einem ansehnlichen Vermögen gelangte. Jetzt, mein Gatte, wissen Sie Alles; entscheiden Sie nun über meine Schuld!"

Staunton schloß sie mit ungewohnter Wärme in seine Arme. „Ich war ein Wahnsinniger," sagte er mit bitterem Selbstvorwurfe. „Ich haßte thöricht eine Welt, die ihr Edelstes und Schönstes verschwenderisch an mich wegwarf; begehrte Dank von einer Menschheit, der ich nie etwas Anderes als Verachtung und Hohn erwiesen hatte! Hier auf dieser Stelle, gleich hart bedrängt von ungewohntem äußeren Elende und nie geahnter innerer Seligkeit, erkenne ich erst die frech von mir verletzten Rechte der Menschheit, die Bedeutung meines verlorenen Lebens. In vernunftlosem, allgemeinen Hasse quälte und verkannte ich ein treues Weib, verfolgte einen wohlmeinenden Freund, brach, da ich mein Kind todt glaubte, alle Verbindungen mit der Welt ab, tobte über eine bloße Gesichtsähnlichkeit mit meinem vermeinten Gegner und peinigte dessen schuldlosen Sohn, ja war nicht weit davon, ihn zu morden. O, der Mensch ist

ein furchtbares Geschöpf, wenn er verlernt zu hoffen und zu lieben!"

„Jetzt wird mir Alles klar!" sagte Schulz. „Meine Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Vater war es also, die gleich bei unserm ersten Zusammentreffen Sie so sehr gegen mich einnahm, und später haßten Sie mich um meiner Herkunft willen!"

„Still davon!" bat Staunton. „Möge Niemand als ich selbst mich hinfort an meinen Wahnsinn, an meine schwere Schuld erinnern!"

„Nur eine Frage noch" — fügte Schulz hinzu. „Wie kam das Bild meiner Emilie in Ihre Hände? Ich erblickte es, als wir unsern Vertrag abschlossen, zu meinem größten Erstaunen auf Ihrem Tische."

„Sie irren sich," erwiderte Staunton, „es war nicht das Portrait Emiliens, sondern das Ihrer Mutter Elise, aber um achtzehn Jahre jünger und daher meiner Tochter zum Sprechen ähnlich. Ich bemerkte damals Ihre Ueberraschung und glaubte allerdings, daß das Bild Sie an Elisen, die vermeinte Geliebte Ihres Vaters, erinnere."

„So ist denn durch die wunderbare Fügung der ewigen Vorsicht Alles aufgeklärt," sagte Schulz erschüttert und schloß den im Innersten seiner Seele zerknirschten Staunton in seine Arme. „Und werden Sie, mein Vater, auch jetzt noch die Rückzahlung des Capitals verbieten, durch welches Sie der Retter Ihrer Kinder wurden, ohne es zu ahnen?"

„O, ich will ja Alles, was zum Glücke und zum Rechte führen kann; ich folge Euch willig, als meinen Lehrern auf der neuen Bahn der Wahrheit und der Menschlichkeit," entgegnete Staunton mit gepreßter Stimme. „Ich nehme die Summe zurück, aber nur um die Hälfte auf der Stelle Eurem Kinde zu schenken. Die andere Hälfte bleibt mein, bis ich die Augen schließe; sie ist mehr als hinreichend, um einen Glücklichen zu nähren. Nur das Unglück hat übertriebene Bedürfnisse! Und jetzt, mein theures Weib, meine heißgeliebten Kinder, kommt und führt mich zu meinem Enkel. Das Glück ist unerschöpflich in seinen Spenden, seit ich es erkennen gelernt habe. Nachdem ich schon so Viel gewonnen, hat es mir noch immer einen neuen Schatz vorbehalten, meinen süßen

Enkel. Ach, wie sehne ich mich, ihn an mein Herz zu schließen!"

Noch eine lange Umarmung erfolgte, und dann führte der Wagen vier Glückliche, mit sich und dem Leben Versöhnte nach Hause, wo die Ruhestätte der Unschuld, das Bett des lieblich schlummernden Kindes, den Wiedervereinigten ein neuer Altar des Entzückens und des Dankgebetes an die waltende Gottheit wurde. —

Der Pirat und der Steuermann.

1.

Das Kauffahrteischiff, „der Delphin", hatte seine Fahrt von Jamaica nach London unter den besten Anzeichen begonnen. Cap San Antonio, die Südspitze von Cuba, war bereits umsegelt, Wind und Wetter günstig. Auf dem Verdecke spazierte der Capitain Cooper, ein von der Seeluft mehr ausgetrockneter als aufgefrischter Mensch, eine Art militairischer Pedant, mit langen hoffärtigen Schritten auf und ab, wenig bemerkend, daß ein junger Mann von ausdrucksvollen, kräftig bewegten Zügen, den man als den Steuermannsgehülfen Wilson kannte, ihn bisweilen kopfschüttelnd ansah. Der Capitain war in seine gewöhnliche, behagliche Gedankenlosigkeit versunken. Desto unruhiger streiften Wilson's Blicke über das weite Meer, bis sie plötzlich mit einem Ausdrucke schlimmer Ueberraschung auf einem Gegenstande hafteten. Er strengte seine Augen an, nahm dann sein Glas zu Hülfe

und entdeckte einen Schooner, der von der Küste her gerade auf das Schiff loskam und keineswegs unverdächtig aussah. Ohne ein Wort zu verlieren, stieg er, mit seinem Fernrohre versehen, eiligst in den Mastkorb hinauf und gewann hier augenblicklich die untröstliche Ueberzeugung, daß es ein Seeräuber war. Sogleich theilte er dem Capitain diese Entdeckung mit, der, eifersüchtig, daß ein Anderer schneller gesehen als er, in seinen für solche Fälle allezeit bereiten Widerspruchsgeist verfiel. — „Wir müssen auf der Stelle den Curs ändern, Capitain!“ sagte Wilson, indem er auf das Piratenschiff deutete.

„Was fällt Euch ein?“ erwiderte der Capitain, sich in die Brust werfend. „Ich bin nicht gewohnt eines solchen Schnapphahns wegen auch nur um eine Linie von meiner Fahrt abzuweichen. Ihr seid sehr furchtsam, junger Mensch; und doch ist hier gar keine Gefahr, denn die englische Flagge schützt uns vollkommen.“

„Wie Ihr meint, Capitain!“ sagte Wilson mit unterdrücktem Aerger und blickte mit resignirender Gleichgültigkeit dem Seeräuber entgegen, der immer näher kam.

Ungefähr eine halbe Stunde verging, da näherte

sich Wilson dem Capitain abermals und machte ihm mit einer verzweifelten Schadenfreude bemerklich, daß der Pirat die englische Flagge doch nicht so sehr zu respectiren scheine, weil das ganze Verdeck desselben von bewaffneten Leuten wimmele, und er bereits beschäftigt wäre, seine Boote auszusetzen.

Der Capitain erschrak heftig, als seine eigenen Augen diese Wahrnehmung bestätigten. „Wir müssen jetzt augenblicklich den Curs ändern!“ rief er erbleichend.

„Dazu wäre vor einer halben Stunde noch Zeit gewesen, jetzt ist es zu spät; denn wir befinden uns schon im Bereiche des Piraten,“ entgegnete Wilson frostig.

Der Capitain stand wie vom Donner gerührt. Im nämlichen Augenblicke rief der Pirat das Schiff an und beorderte den Capitain an Bord zu sich.

„Kommt doch zu Euch, Capitain!“ drängte Wilson, den die Gefahr nur mit dem gesteigerten Willen erfüllte, ihr zu widerstehen. „Sollen wir uns von den schwarzen Schurken ruhig fangen lassen wie die Krebse zwischen den Steinen? Laßt ihnen eine volle Ladung in's Gesicht feuern und uns bis auf den letzten Mann vertheidigen, da-

mit sie ihre Prise wenigstens nicht wohlfeil erhalten!“

„Wo denkt Ihr hin?“ entgegnete der Capitain. „Unser Schiff ist im erbarmungswürdigsten Vertheidigungszustande. Wir haben uns zu sehr auf die Wirkung der englischen Flagge verlassen und gar nicht an die Nothwendigkeit eines Widerstandes gedacht. Wir müssen uns ergeben, und dies gleich erklären.“

Wirklich wurde diese Erklärung sehr dringend; denn da sie dem ungeduldigen Piraten zu lange ausblieb, feuerte er eine volle Musketensalve auf das Schiff ab, die zum Glück keinen Schaden that. Nach wenigen Minuten kam ein Boot, mit neun bis zehn Seeräubern bemannt, auf das Schiff zu. Sie waren mit Flinten, Säbeln und langen Messern bewaffnet und hatten ein eben so furchtbares als abscheuliches Ansehen. Ohne Widerstand zu finden, enterten sie und nahmen Besitz von der Brigg. Der Mannschaft befahlen sie in das Boot zu steigen, und wie gutwillig diese auch gehorchte, so erntete sie doch bei dieser Uebersiedelung eine Unzahl flacher Säbelhiebe. Das Wehklagen der gemißhandelten Gefangenen mischte sich mit den Flüchen der wilden Sieger.

Wilson war einer der Letzten, die in das feindliche Boot hinabstiegen. Da er sich nicht eben beeilte, so traten zwei Piraten zu ihm, um ihn zur Eile anzutreiben. Der eine derselben wollte sich durch den üblichen Gruß mit der flachen Klinge bei ihm in Respect setzen; doch Wilson kam ihm zuvor, packte ihn an der Kehle und schleuderte ihn mit einem kraftvollen Rucke so heftig auf den Boden hin, daß das ganze Verdeck von dem schweren Falle erdröhnte.

„Merket Euch das, schwarze Schurken!“ sagte er drohend, „daß Eure Begrüßung von Manchem übelgenommen wird. Uebrigens bin ich vernünftig genug, den Widerstand aufzugeben, wo derselbe fruchtlos ist. Ich will Euer Gefangener sein, aber ich wiederhole Euch, benehmt Euch artig; denn bei der geringsten Grobheit breche ich Euch das Genick und lasse mich dann mit Vergnügen von Euren Mitschurken in Stücke hauen. Marsch fort; geht mir voran!“

Die beiden Räuber, verblüfft durch diese energische Sprache eines Gefangenen, behandelten ihn jetzt mit einer gewissen rohen Höflichkeit, und Wilson stieg ungekränkt in das Boot, welches sofort an Bord des feindlichen Schooners segelte

und die Gefangenen zu dem Capitain der Piraten führte. Dieser hatte ein furchterweckendes Aussehen; eine Riesenfigur von ungeheurem Muskelbau, große, blutdürstig blitzende Augen, eine scharf gebogene Nase und bleichgelbe Haut, die von der glänzenden Schwärze des Haupthaares und der Backenbärte noch hervorgehoben wurde.

Der zitternde Capitain Cooper wurde zu ihm hingeschleppt. Wilson stand zu entfernt, um von dem Gespräche zwischen Beiden etwas Zusammenhängendes zu vernehmen, doch hörte er den Piraten einige Male gräßlich fluchen, weil nach seiner Ansicht Cooper einen großen Theil des auf dem geraubten Schiffe befindlichen Geldes verhehle. Der Streit wurde immer hitziger; Wilson hatte sich inzwischen näher heran gedrängt und sah jetzt, wie der Seeräuber wüthete. „Nun, wenn Du denn durchaus nicht mit der Sprache herauswillst," schrie er, „so verbrenne mit Deinem versteckten Gelde! In das Schiff zurück mit ihm!" brüllte er seinen Leuten zu. „Bindet ihn an den Mast und steckt das Schiff in Brand. Es fehlt uns ohnedies an Raum, um die Ladung aufzunehmen!"

Cooper sank bei diesen Worten in Ohnmacht;

zwei Schwarze ergriffen ihn und wollten ihn fort-schleppen, als Wilson, schnell wie der Blitz, in den Kreis stürzte, einem Schwarzen den Dolch aus dem Gürtel riß und denselben unerwartet dem herkulischen Hauptmann an die Kehle setzte. Dieser, überrascht von dem unerwarteten Angriffe, wollte zurückweichen, doch der vorgehaltene Dolch folgte seiner Kehle bei der geringsten Bewegung in immer dringenderer Nähe.

„Nicht einen Ruck, Unmensch," sagte Wilson, seinen Gegner starr in's Auge fassend, „oder dieser Stahl macht mit Eurer Gurgel Bekanntschaft. Gebt den Capitain frei, und ich verspreche Euch dafür, alle von ihm verschwiegenen Gelder in Eure Hände zu liefern."

Der Seeräuber stand unbeweglich, er rollte nur gräßlich die Augen und schwieg.

„Laßt mich nicht so lange auf Antwort warten," fuhr Wilson fort, „mir möchte sonst unwillkührlich die Hand zucken, und es wäre Schade um Eure hübsche, feiste Kehle. Schwört bei Eurer Hauptmannsehre, unserm Capitain Nichts anzuhaben, und ich gebe Euch frei und halte mein Versprechen."

„Nun denn, zum Teufel! ich schwöre es bei meiner Hauptmannsehre!“ brüllte der Räuber.

Wilson ließ ihn los und schleuderte den Dolch seinem Besitzer wieder zu.

Der Seeräuber stand noch einige Augenblicke wie betäubt von dem eben Vorgefallenen. Dann aber brach sein verhaltener Grimm doppelt los. „Du hast vergessen, Dich in die Capitulation einzuschließen,“ donnerte er Wilson zu, „und wirst es daher nicht vertragswidrig halten, wenn ich Dich, zum Dank für Deine neue Unterhändler-Methode, auf der Stelle niederhauen lasse. Heda — —“

Wilson unterbrach ihn. „Niemand wird Dir das wehren, Tollkühner!“ sagte er mit brittischer Kaltblütigkeit. „Aber dann wirst Du wahrscheinlich nie zu dem im Schiffe versteckten Gelde kommen; denn mein Capitain möchte jetzt, wo seine Person durch Dein Ehrenwort geschützt ist, sich schwerlich gefällig genug zeigen, Dir die wohlgesicherten Schätze auszuliefern. Und außer ihm weiß nur ich den Ort, wo sie verwahrt sind.“

Der Pirat, dessen Geiz seiner Wildheit gleich kam, schwieg einige Augenblicke; dann sah er Wilson mit dem Ausdrucke einer rohen Bewun-

derung an, verzog die aufgeworfenen Lippen zu einem seltsamen Läch'eln und sagte: „Kerl, ich glaube, Du bist der Teufel selbst, daß Du so ungestraft mich narren darfst.“

„Der bin ich nicht, aber meine Herzensgüte ist auch nicht so groß, daß ich Dir gefällig sein sollte, mit der Aussicht, von Dir oder Deinen Leuten niedergehauen zu werden.“

Der Pirat schwieg abermals. „Es ist Schade um Dich,“ fuhr er nach einer Weile fort, „für die sogenannten ehrlichen Leute bist Du viel zu gescheidt; Du wärest werth, ein Seeräuber zu sein.“

„Du wirst schmeichelhaft,“ lächelte Wilson; „aber laß uns lieber zu einer Erklärung kommen!“

„Gut, ich gebe Dir auch noch darauf mein Ehrenwort, daß Dir kein Leid geschehen soll, aber unter der Bedingung, daß Du mir redlich das versteckte Geld angiebst. Habe ich es in den Händen, so gebe ich Deinem Capitain sein Schiff zurück, er kann mit seiner ganzen Mannschaft segeln, wohin er will, und ich versehe ihn auch noch mit Proviant auf zwei Wochen.“

„Das ist ein Vorschlag, der sich wenigstens von einem Räuber hören läßt,“ entgegnete Wilson.

Dann wendete er sich zu dem Capitain Cooper mit den Worten: „Verzeiht, Capitain, daß ich das Geld verrathe; aber unser wäre es ja doch nicht geblieben, denn ich wette, unser schwarzer Wirth wäre, wenn wir es verschwiegen hätten, so großmüthig gewesen, uns mitsammt dem Gelde und dem Schiffe zu verbrennen.“

„Ich glaube selbst so Etwas,“ erwiderte Cooper kleinlaut. „Besser also, wir rücken mit dem Gelde heraus.“

Wilson's Capitulation wurde erfüllt. Dann wurde von den Seeräubern das gekaperte Schiff mit bewunderungswürdiger Eile ausgeladen, und seine Vorräthe auf das Piratenschiff gebracht. Die Seeräuber, welche dem reichlich vorgefundenen Rum tüchtig zugesagt hatten, benahmen sich wie toll; fluchten, jubelten und lärmten, als sei die Hölle losgelassen. Nur ihr Hauptmann und die Anführer blieben besonnen.

Nach beendigter Ausladung durfte Cooper mit seiner Mannschaft den Delphin wieder besteigen, der zugesicherte Proviant wurde ausgeliefert, und man machte sich auf beiden Seiten zum Weitersegeln bereit, als Wilson zu dem Piraten gerufen wurde.

Dieser empfing ihn mit rauher Freundlichkeit. „Du gefällst mir Bursche,“ sagte er; „denn das Herz scheint Dir auf dem rechten Flecke zu stehen. Unter meinen Leuten befindet sich Keiner, der die Seemannskunst versteht, und ich selbst muß mich schonen, weil ich nicht ganz wohl bin. Also Du mußt bei mir bleiben und mein Steuermann werden, daß Du es weißt!“

„Das ist gegen die Abrede, Hauptmann!“ antwortete Wilson, etwas betroffen.

„Pah! Abrede hin, Abrede her; wir haben Nichts verabredet, als daß Dir kein Leid geschehen soll, und das werde ich auch erfüllen; denn Dich zu meinem Steuermanne machen, heißt wahrlich nicht Dir ein Leid zufügen, da Du Dich in meinem Dienste sechsmal so gut stehest, als bei dem filzigen Volke der ehrlichen Leute. — Widersprich mir nicht; es ist gefährlich, meine guten Gesinnungen zurückzuweisen.“

Bei den letzten Worten blitzte in den Augen des Piraten ein drohendes Feuer, das der umsichtige Wilson zu deuten wußte, daher er für gerathen hielt, von weitern Einsprüchen abzustehen und sich in das Unvermeidliche zu fügen. Er erklärte sich demnach, des Piraten Antrag anzunehmen,

fügte aber mit der ihm eigenen muthigen Offenheit hinzu, daß er sich nur gezwungen seinem Loose füge, und der Pirat sich nicht wundern möge, wenn er bei erster Gelegenheit entfliehe oder sogar Partei gegen ihn ergreife.

Der Pirat lachte spöttisch. „Was das Erstere betrifft, so laß mich sorgen; ich habe gute Augen, und ohne mein Wissen entkommt nicht leicht auch nur eine Schiffsratte von meinem Schooner. Auch bin ich überzeugt, unser Leben wird in Kurzem Dich so gut ansprechen, daß Du froh sein wirst, bleiben zu dürfen. Und was das wider mich Partei nehmen anlangt, so wird Dir Dein Leben zu lieb sein. Meiner Rache entging noch Keiner, und erst vor wenigen Wochen lieferte ich ein fürchterliches Beispiel, wie ich meuterisches Schiffsvolk zu bestrafen pflege. In den Sümpfen der nahen Küste kannst Du noch ihre verstümmelten Leichen finden. Auch ihrem durch besondern Zufall entflohenen Rädelsführer, dem Franzosen Voisin, bin ich hart auf der Spur. Wehe ihm, wenn ich ihn finde! Seine Geliebte ist bereits in meinen Händen. Ich spare sie auf, bis ich auch ihn fange, um sie zu gegenseitigen Zeugen ihrer Martern zu machen.“

Wilson schauderte, doch verbarg er seine Bewegung. Die letzten Worte hatten ihn aufmerksam gemacht; er fragte mit erkünstelter Gleichgültigkeit: „Wer ist dieses Weib, von welchem Ihr sprecht?“

Der Pirat schien sich auf etwas zu besinnen, und entgegnete sodann: „Es ist eine Landsmännin von Dir, eine Engländerin, und die Braut des Franzosen, dessen Schiff ich erbeutete und ihn, weil der hartnäckige Widerstand, den er gegen uns geleistet, mich in ihm einen für unser Geschäft tauglichen Mann kenne lehrte, in meine Dienste zu treten zwang. Ich schenkte dem Bösewicht, da er sich überall brav finden ließ, mein Vertrauen; und meine Leute, von seiner romantischen Tapferkeit hingerissen, hingen mit ihrer wilden Liebe blindlings an ihm. Er bedachte nicht, daß ihre Anhänglichkeit an mich noch älter war. Nur Wenige gelang es ihm, in sein schlaues Netz zu lokken, aber selbst an der Spitze dieser Wenigen unternahm der Rasende, als wir die Küste betraten, einen offenen Aufstand. Sie unterlagen; die meisten seiner Gesellen blieben, die übrigen fielen in unsre Hände und erlitten einen Tod, wie ihn Meuterei verdient. Voisin selbst entkam mit nur

zwei seiner Anhänger; doch seine Braut blieb in meiner Gewalt, sie halte ich fest, denn ich weiß, daß er sie nicht aufgiebt, daß er eher wehrlos zu mir zurückkehrt, als lange von ihr getrennt bleibt. Sie ist der Köder, welche mir den entwischten Hai zurückführen soll, und dann — —" er zog seinen langen Dolch einige Zolle weit aus der Scheide und lachte auf eine Art, die selbst den beherzten Wilson das Blut in den Adern erstarren ließ.

„Und wo habt Ihr das unglückliche Weib verwahrt?" fragte er bebend.

„Im untersten Schiffsraume, wo das eindringende Meerwasser ihre niedlichen Füße küßt und die Schiffsratten ihr ein Liedchen vorträllern."

„Das ist weder klug noch recht, Hauptmann," erwiderte Wilson mit kalter Ruhe. „Wenn Voisin Nichts von seiner Braut hört noch sieht, wird er sie getödtet glauben und sich wohl hüten, vor der Zeit zurückzukommen. Laßt sie frei, wenn auch gut bewacht, auf dem Schiffe herumspazieren; macht ihr Hoffnung, daß Ihr der Mann seid, ihrem Geliebten zu verzeihen, wenn er reuig zurückkehrt. Sie wird Mittel und Wege finden, ihrem Bräutigam diese hoffnungsreiche Nachricht

mitzutheilen, und ihn dadurch in Eure Gewalt locken."

Der Pirat sah ihn durchdringend an. „Du bist ein recht schlauer Redner und hast immer gute Gründe bereit für Sachen, die Du wünschest. Ich weiß recht wohl, daß nicht mein Interesse, sondern Galanterie für Deine Landsmännin Dich so beredt macht. Aber Du sollst sehen, daß ich gegen Burschen, die mir gefallen, nicht unaufmerksam bin. Auf meinem Schiffe ist auch der Ungefesselte mir sicher. Die Engländerin mag ihren Kerker verlassen und frei auf dem Schiffe umhergehen. Bringe ihr diese Nachricht und hole Dir ihren Dank!"

Dieser Zug hoffärtiger Großmuth in einer so entmenschten Brust überraschte Wilson. Er dankte dem Piraten mit einiger Verlegenheit und ließ sich dann von einem der Räuber nach dem untern Schiffsraume geleiten.

Hier im dumpfen, verschlossenen Raume, dessen von dem eingedrungenen salzigen Seewasser krystallisirte Wände beim Scheine der mitgebrachten Lampe unheimlich funkelten, saß ein bleiches abgezehrtes weibliches Wesen, mehr einem Geiste, als einem lebenden Körper ähnlich. Die Tritte

der Kommenden weckten die Gefangene keineswegs aus ihrer dumpfen Apathie. Erst als Wilson sie in englischer Sprache anredete, und sein Accent ihr den Landsmann verrieth, wurde sie aufmerksam.

Wilson näherte sich ihr ehrerbietig, verkündigte ihr ihr verbessertes Schicksal und bot ihr seine Dienste an.

Seine Botschaft richtete die Tiefgebeugte auf; die Lebenshoffnung erwachte mit dem Strahle der Freiheit schnell in der jungen Seele, und als sie von Wilson vernahm, daß er kein freiwilliger Raubgenosse sei, sondern nur gezwungen im Dienste verbrecherischer Gewalt stehe, reichte sie ihm mit Vertrauen die Hand und seufzte: „Ach! demselben Zwange mußte sich auch mein Voisin beugen, und als er ihn muthig zerbrach, riß man mich von seiner Seite und ließ mich seinen Muth wie ein Verbrechen büßen!“ — Wilson reichte ihr seinen Arm und führte sie aus dem entsetzlichen Aufenthalte hinauf in die stärkende, freie Luft. Sie überhäufte ihren Retter mit Danksagungen und nöthigte ihn, einen kleinen Shawl als Andenken anzunehmen, den er nach Ritterweise gleich einer Schärpe sich um den Leib schlang. Der

Pirat betrachtete diese Scene mit einem etwas hämischen Lächeln und flüsterte Wilson im Vorübergehen zu: „Mir scheint, Du wirst mich an Voisin rächen, noch ehe er in meinen Händen ist.“ Wilson fand für gut, ihn in diesem Glauben zu lassen, da er die Engländerin auf diese Weise um so berufener unter seinen Schutz stellen durfte. Als Letztere, wiewohl mit schwerem Herzen, ihrem Feinde ein Wort des Dankes für die Erleichterung ihrer Gefangenschaft sagen wollte, kehrte ihr dieser mit feindseligem Grolle den Rücken und ließ sie nicht zum Sprechen kommen.

Während dies vorgegangen, war der Delphin bereits losgemacht worden. Capitain Cooper hatte es nicht für nöthig gefunden, seinem Retter Wilson einen Dank, ja auch nur ein Lebewohl zu sagen, und ließ, übelgelaunt durch den erlittenen schweren Verlust, sein leeres Schiff südwärts steuern, während der reichbefrachtete Schooner des Piraten sich langsam nach Norden hin bewegte.

Bald verhüllte ein aufsteigender dichter Nebel beide Fahrzeuge. Der Schooner ankerte am Rande einer Sandbank und blieb die Nacht daselbst. Mit Tagesanbruch aber segelte er wieder ab und lief

um neun Uhr in einen herrlichen Hafen, Rio Medias, ein.

2.

Der Pirat hatte den Abend zuvor, um seine Ankunft zu melden, einen eigenen Brief an's Land gesendet. Um zwei Uhr stieß daher eine ganze Flotte von großen und kleinen Booten vom Ufer ab und ruderte lustig auf das Raubschiff zu. Der Pirat kannte schon seine Leute und hatte Alles zu ihrem Empfange in Bereitschaft gesetzt. Bald erschienen nun mehrere Herren und Damen am Bord. Der Hauptmann ließ die ganze Mannschaft paradiren, fünfzehn Ehrenschüsse abfeuern, kurz er begrüßte die Gäste mit allem ihm zu Gebote stehenden Pomp. Dafür empfing er ihre schmeichelhaften Glückwünsche zu den gemachten Prisen und seiner höchst erfreulichen Ankunft.

Bald darauf wurde Wilson in die Kajüte gerufen und den Gästen als ein englischer Gefangener vorgestellt, der zur Führung des Schiffes bestimmt sei, bei welcher Gelegenheit der Hauptmann in seiner rohen Weise Einiges zum Lobe seiner Beherztheit sagte. Aus Allem konnte Wilson merken, daß dem Piraten an ihm gelegen sei

und daß er auf seine Unentbehrlichkeit hin sich mehr, als es außerdem seine Stellung erlaubt haben würde, herausnehmen dürfe.

Nach einer Weile wurden Erfrischungen gebracht, und die ganze Gesellschaft trank auf die Gesundheit des Capitains und den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen.

Jetzt äußerten die Damen Verlangen zu tanzen, und augenblicklich wurden alle Anstalten dazu getroffen, wobei die unter der schwarzen Mannschaft befindlichen sechs Musikanten die wesentlichsten Dienste leisteten. Zugleich schritt man zur Ziehung der Loose, durch welche jeder Dame ein Tänzer zugetheilt wurde.

Wilson fiel ein schönes Mädchen zu, die Tochter eines Kaufmanns, mit welchem der Pirat in vielfältiger Handelsverbindung stand. Er sollte mit ihr tanzen; allein sein verlassener Zustand und seine Gefangenschaft schwebten ihm eben in so trüben Bildern vor, daß er sich die Partie verbat. Theilnehmend fragte ihn das schöne Kind, was ihm fehle? — Er lachte bitter und fragte, ob das Loos eines Gefangenen, der noch dazu zu einer seinen Grundsätzen so sehr widerstrebenden Handthierung unter Verbrechern verurtheilt sei,

nicht jedem vernünftigen Menschen das Tanzen verleiden müsse?

Seraphine, so hieß das liebliche Mädchen, seufzte, sah ihn mit ihren dunklen, seelenvollen Augen vielsagend an, blickte dann um sich, ob Niemand sie belausche, und flisterte ihm hastig zu: „Ihr müßt frei werden!“

Wilson wollte antworten, als der Capitain hinzutrat und ihn barsch fragte, warum er nicht mit der Donna tanze?

„Weil mir die Lust zum Tanzen vergangen ist,“ erwiderte dieser kurzweg.

„Welche Sprache, Bursche? Augenblicklich tritt an, oder Du sollst mich kennen lernen!“

„Leider habe ich Euch kennen gelernt, Capitain; aber ich werde dennoch nicht tanzen. Zu Eurem Steuermanne habe ich mich machen lassen und werde als solcher meine Pflicht thun, nicht aber zum Tänzer.“

Der Capitain biß die Lippen zusammen; doch Seraphine kam seinem Zorne zuvor, indem sie erklärte, daß sie selbst keine Lust zum Tanzen verspüre und daher auch ihren Tänzer entschuldige.

„So mag es sein,“ sagte der Capitain, heimlich erfreut, daß Seraphine ihm einen Grund

gab, von seinem Verlangen abzustehen, das an Wilson's Hartnäckigkeit ohnedies gescheitert sein würde. Er entfernte sich scheinbar ruhig, doch warf er im Abgehen einen finsteren Blick auf Wilson.

„Ihr seid ein kühner Mensch!" sagte Seraphine und maß Wilson mit einem Ausdrucke der Bewunderung und des Wohlwollens. „Aber baut nicht zu viel auf die Nachsicht des Capitains. Er scheint Euch zu schonen, weil er Euch eben brauchen mag. Doch seid versichert, daß jeder Widerspruch, den Ihr ihm leistet, ihm im Gedächtnisse bleibt, und einst, wenn er Eurer nicht mehr bedarf, grausam an Euch gerächt werden wird; denn die Welt kennt keinen ärgeren Wütherich als ihn!"

„Um so weniger dulde ich seinen Uebermuth," entgegnete Wilson. „Auch hoffe ich die Zeit, wo ich ihm überflüssig werden dürfte, nicht abzuwarten."

„Ihr müßt bei der ersten Gelegenheit ihm entfliehen. Sie wird sich bieten, wenn auch nicht hier, wo alle Bewohner durch Eigennutz an ihn gefesselt sind. Allenthalben ist er gehaßt, unaufhörliche Meutereien sind gegen ihn im Werke, eine

derselben wird ja doch gelingen. Ein von ihm gefangener Franzose hat erst vor Kurzem eine Empörung gegen ihn angestiftet, die aber blutig unterdrückt wurde. Der Franzose entkam, soll sich noch in der Umgegend verbergen und Verbündete sammeln. Er hat den Sturz des Capitains beschworen, denn dieser hält seine Braut gefangen."

„Ich kenne sie," erwiderte Wilson. „Sie befindet sich auf diesem Schiffe."

„Ihr kennt sie?" fragte Seraphine und setzte forschend und Wilson scharf mit dem Auge prüfend hinzu: „Sie ist wohl sehr schön?"

„Was kümmert mich das?" sagte Wilson gleichgültig. „Sie ist die Braut eines Anderen; doch als meine Landsmännin werde ich sie nach Kräften schützen."

Das Gesicht der jungen Spanierin erheiterte sich, sie wollte ihm etwas Freundliches sagen, als ein wilder Lärmen auf dem Verdecke sie unterbrach. Wilson eilte von ihrer Seite, um zu sehen, was es gäbe. Als er hinkam, verstummte das Getöse und ging in ein Schweigen des Schreckens über. Zwei der Seeräuber, welche in der allgemeinen Lust sich derb betrunken hatten, waren in heftigen Streit mit einander gekommen. Nach

ihrer Gewohnheit hatten sie ohne langen Wortwechsel ihre Messer gezogen, und schnell saß das des Einen im Leibe des Gegners. Der Verwundete sank brüllend zu Boden, und die Verwirrung stieg, da nicht einmal ein Arzt bei der Hand war.

Wilson, der sich schon in seinem Vaterlande einige Kenntnisse in der Wundarzneikunst angeeignet hatte, sprang hinzu, fertigte eiligst einen schulgerechten Verband und verlangte etwas Wundbalsam. Man reichte ihm in der Bestürzung den Schlüssel zur Schiffsapotheke; er eilte ohne Begleiter dahin, suchte das Benöthigte und fand bei dieser Gelegenheit eine tüchtige Flasche Opium, die er, ohne in dem Augenblicke eigentlich zu wissen, warum, in seiner Tasche verbarg, den Balsam mitnahm und zu dem Verwundeten zurückeilte.

Der Vorfall hatte eine Störung des Vergnügens veranlaßt und beschleunigte den Aufbruch der Gäste, denen der Capitain beim Abschiede ankündigte, daß am morgenden Nachmittage eine Versteigerung der gemachten Prisen stattfinden werde, zu welcher er die Gäste sich recht zahlreich einzufinden bat.

Wilson suchte Seraphinen auf, um ihr Lebewohl zu sagen; doch die feurige Spanierin

wollte sich nicht so schnell von dem jungen Engländer, dessen edles Gesicht und kühnes Wesen einen mächtigen Eindruck auf sie gemacht hatten, trennen und verlangte, daß er sie und ihren Vater nach Hause begleiten solle.

„Mein schönes Kind,“ lächelte Wilson, „so viel Freiheit gestattet mir der Capitain nicht. Er besorgt, ich möchte ihm bei einer solchen Gelegenheit entlaufen, und er hat vielleicht nicht Unrecht.“

„Was das anlangt,“ sagte Seraphine schalkhaft, „so will ich Euch sogleich seine Erlaubniß auswirken. Er schlägt mir nicht so leicht Etwas ab.“

Sie hüpfte fort und kehrte nach wenigen Minuten mit dem Capitain zurück.

Dieser war bei ziemlich guter Laune. „Ihr macht Glück bei unsern Damen,“ sagte er zu Wilson. „Die Donna will Euch die Ehre gönnen, sie und ihren Vater auf dem Heimwege zu begleiten. Allein wer steht mir dafür, daß Ihr diese Gelegenheit nicht zur Flucht benutzt?“

„Mein Ehrenwort, das ich noch niemals gebrochen habe!“ entgegnete Wilson ernst.

„Ich bin damit zufrieden," fuhr der Capitain fort. „Geleitet diese schöne Dame nach ihrer Wohnung. In spätestens anderthalb Stunden erwarte ich Euch an Bord zurück."

„Es soll geschehen, Capitain! Donna Seraphine, ich bitt' um Euren Arm."

Er stieg mit ihr an's Ufer hinab. Seraphinens Vater, dessen Kopf von dem reichlich genossenen Bordeauxwein gewaltig schwer war, taumelte neben ihnen hin und störte sie wenig in ihrer angelegentlichen Unterhaltung.

„Noch einmal, Sennor, beschwöre ich Euch, die erste Gelegenheit zur Flucht nicht unbenutzt zu lassen," sagte Seraphine. „Ich würde Euch schon in diesem Augenblicke zum Fliehen zu bewegen suchen — —"

„Hättet Ihr nicht mein Ehrenwort mit angehört," unterbrach sie Wilson. „Doch beruhigt Euch, ich habe ein aufmerksames Auge und werde meine Zeit wahrzunehmen wissen."

„Versäumt es nicht, denn vor Kurzem theilte mir mein Vater mit, daß der Capitain wegen Eures widersetzlichen Wesens unversöhnlich grolle und nur erst Eure Stelle zu ersetzen trachte, um Euch dann Euren Trotz für immer in der Tiefe

des Meeres abkühlen zu lassen. Denkt ernstlich auf Eure Rettung und seid überzeugt, daß ich Euch nach meinen Kräften dazu beistehen werde. Aber vergeßt Seraphinen nicht, wenn Ihr frei und glücklich Eure mir so ferne Heimath wieder begrüßt!"

Sie sprach diese letzten Worte mit Wehmuth und drückte unwillkührlich seine Hand.

„Edles Mädchen!" sagte Wilson gerührt, „wie könnte ich Euch vergessen, die einzige theilnehmende Seele, die mir, dem Gefangenen, dem Unglücklichen, hier begegnete! Baut auf den Himmel! Ich ahne, er hat uns für ein dauernderes Bündniß bestimmt, als das eines flüchtigen Begegnens!"

Sie waren an Seraphinens Wohnung gekommen. Wilson küßte ihre Hand und nahm den Trost mit, daß er sie morgen wiedersehen werde, da ihr Vater nothwendig der Versteigerung beiwohnen müsse.

Er eilte zurück und war dem Hafen nicht mehr fern, als ihm Halt entgegenscholl, und drei Männergestalten ihm den Weg vertraten. Wilson legte die Hand an den Säbel; doch der erste der Männer, welcher ihr Anführer zu sein schien,

winkte ihm mit der Hand und trat ihm näher. Das volle Mondlicht ließ alle Gegenstände deutlich erkennen.

Der Fremde blickte ihn nur flüchtig an, senkte dann seine Säbelspitze und sagte auf Französisch: „Zieht in Frieden Eures Weges. Ich kenn' Euch, Ihr seid der Engländer Wilson, den der verdammte Pirat gefangen nahm und in seine Dienste zu gehen nöthigte."

„Und Ihr — —?" unterbrach ihn Wilson fragend, denn eine plötzliche Ahnung regte sich in ihm.

„Warum sollte ich Euch es verhehlen?" erwiderte der Fremde. „Obgleich flüchtig und verfolgt, habe ich doch genaue Kunde von dem Piratenschiffe und kenne Eure Gesinnungen. Ihr denkt auf Flucht, und in dieser Hinsicht können wir Beide uns vielleicht gegenseitig nützlich sein. Ich bin Voisin, dessen Braut Ihr Euch großmüthig angenommen habt, und der, wie trostleer auch sein jetziger Zustand ist, doch die Stunde nicht mehr fern glaubt, wo er Euch vergelten kann. Ich erkannte Euch an dem Shawl meiner Braut."

Er reichte Wilson die Hand und schüttelte sie kräftig.

„Ihr habt Vertrauen zu mir und dürft es haben," sagte dieser. „Bekennt mir ohne Scheu, wie viel streitbare Männer stehen Euch zu Gebote? Ich frage nicht umsonst."

„Leider kann ich den schwarzen Schurken auf jenem Schiffe kaum ein Viertel ihrer Zahl entgegenstellen; aber beherzte Männer führe ich, glühend von Rache und schwer beleidigt durch den Hochmuth oder die Grausamkeit des Piraten. Sehnsüchtig harren wir der ersten Gelegenheit, ihn zu überfallen."

„Sie ist vielleicht näher, als Ihr glaubt," fiel ihm Wilson ein. „Morgen ist auf dem Schiffe Versteigerung des Raubes. Es werden viele Menschen an Bord strömen; das Gedränge könnte uns zu Statten kommen. Auch wird Punsch und Wein reichlich fließen. Möglich, daß es mir gelingt, ihnen einen Trank zu brauen, der den Räubern die Köpfe und die Arme etwas schwer machen soll. Doch wie könnte ich Euch dann ein Zeichen geben, wenn der rechte Augenblick zu einer Unternehmung kommen sollte?"

„Das wird schwer halten!“ sagte Voisin mit gefalteter Stirn. „Von meinen Leuten darf sich Keiner in die Nähe des Schiffes wagen, denn ihre Gesichter sind den Piraten zu gut bekannt.“

„Der Himmel wird mich einen Boten finden lassen!“ rief Wilson, dem ein plötzlicher Gedanke kam. „Wer diesen meinen Shawl tragen wird, ist von mir gesendet, und ihm dürft Ihr vertrauen. Doch wo kann Euch mein Bote finden? Der Ort dürfte nicht weit entfernt sein.“

„Eine halbe englische Meile rechts ab vom Hafen liegt ein Gehölz, das wegen seiner vielen Sümpfe von Niemand betreten wird. Die Einwohner von Rio Medias nennen es den schwarzen Moor und fliehen die Gegend auch aus abergläubischer Furcht, weil sie glauben, daß die Geister der im Meere Ertrunkenen dort gespenstische Zusammenkünfte halten. Dort werde ich mit meinen Leuten versteckt liegen und Eures Boten warten.“

„Der Ort scheint geeignet für unseren Plan,“ bestätigte Wilson. „Doch jetzt lebt wohl; ich muß eilen, wenn ich zu rechter Zeit zurückkehren und keinen Verdacht wecken will.“

Man nahm flüchtigen, aber bedeutungsvollen Abschied, und Wilson eilte auf das Schiff zurück.

Der Capitain empfing ihn ziemlich freundlich. „Ich sehe, daß Ihr wenigstens ein Mann von Wort seid,“ sagte er, „und so ist Euch doch in einer Weise zu trauen. Ihr sollt mir einen Dienst erweisen. Morgen findet, wie Ihr wißt, auf dem Schiffe große Versteigerung statt. Die Landratten bieten am höchsten, wenn sie es hübsch im Kopfe haben. Ihr Engländer versteht Punsch zu machen; darum bitt' ich Euch, braut morgen einen Trank zusammen, der eben so angenehm über die Zunge geleitet, als schnell das Gehirn benebelt. Der Schiffskoch soll Euch alle Ingredienzen zustellen, deren Ihr bedürft.“

„Ich hoffe, die Leute sollen mit meiner englischen Küche zufrieden sein,“ lächelte Wilson und wollte sich entfernen.

„Noch Eins!“ rief ihm der Capitain nach. „Da Ihr denn einmal morgen beim Kochen seid, so braut denn auch gleich einen guten Punsch für meine Mannschaft. Nehmt aber für diese etwas geringere und leichtere Gaben. Für die schwarzen Kerls ist es gut genug; auch will ich nicht, daß sie sich so sehr daran berauschen, es giebt sonst

gleich Zänkereien und Scharmützel unter ihnen, und obgleich wir hier vollkommen sicher sind, so halte ich doch selbst in Friedenszeiten gern auf Ordnung und Mannszucht."

„Es soll geschehen, wie Ihr wünscht, Capitain!" sagte Wilson und empfahl sich, angeblich um die Ruhe zu suchen, in der That aber, um seinen Angriffsplan für morgen in Gedanken zu ordnen.

3.

Der Nachmittag der Versteigerung war gekommen; die Bewohner von Rio Medias, welche zum größten Theile handeltreibend waren, strömten in Masse an Bord. Seraphine und ihr Vater waren unter den ersten Ankommenden. Wilson fand nur kurze Zeit, sie zu begrüßen, denn sein heutiger Beruf beorderte ihn in die Schiffsküche. Hier braute er aus Rum, verschiedenen Weinen und Secten, vielfachen Gewürzen, Zucker und anderen Ingredienzen ein Getränk zusammen, dem er selbst keinen eigentlichen Namen zu geben wußte, über welches jedoch, wegen seines verlockenden und pikanten Geschmacks die Gäste begierig herfielen, und seine Wirkung sehr bald empfanden.

Der vergnügte Rausch, den es bei ihnen hervorbrachte, ließ sie bei der Versteigerung wirklich die tollsten Gebote thun, Einer trieb den Anderen hinauf, die Vorräthe gingen zu ungeheuer hohen Preisen weg, und der Capitain, in dessen wildem Charakter der Geiz eine Hauptrolle spielte, war in der besten Stimmung. Als Wilson eine für die Gäste ausreichende Menge seines Getränkes hergerichtet hatte, mußte er auch auf die Schiffsmannschaft denken. Für sie kochte er ein ähnliches, nach des Capitains Anordnung zwar etwas geringeres, desto mehr aber auf ihre rauhen Zungen berechnetes Getränk, das nicht minder berauschend war. Die außerdem aber erzielte Wirkung hervorzubringen, goß Wilson das wohlverwahrte Opium hinzu und ließ sodann den durstigen Gesellen den Trank credenzen. Etwas vertraut mit der Arzneikunde, vermochte er die ungefähre Zeit der Wirkung zu berechnen. Er eilte auf das Verdeck, fand Seraphinen, die schon lange mit Ungeduld seiner harrte, und zog sie auf die Seite.

„Seraphine!“ flüsterte er ihr hastig zu, „es gilt jetzt meine Befreiung, gilt den Untergang der Verbrecher und unsere eigene künftige Vereini-

gung.“ — Bei diesen Worten steckte er ihr einen Ring an den Finger. Sie verstand diese schweigende Andeutung und schlug freudig erröthend den Blick zu Boden, während er fortfuhr: „Eilt, wenn es Euch möglich, auf der Stelle nach dem schwarzen Moor, der Euch bekannt sein wird. Meine Freunde harren dort. Sagt ihnen, es sei an der Zeit! Euer Wahrzeichen ist dieser Shawl, den ich um Euren Nacken schlinge.“

Sie erwiderte Nichts, sah ihn mit einem tiefen, vielsagenden Blicke an und verließ unter dem Vorwande, Etwas zu Hause vergessen zu haben, das Schiff.

Unterdessen ward die Lustigkeit auf dem Verdeck immer allgemeiner. Die Versteigerung wurde ersprießlich fortgesetzt. Man hörte das Schiffsvolk in wilder Lust toben.

„Neue Gäste! Bravo!“ jauchzte es auf dem Verdeck, und wirklich nahte sich vom Hafen her ein Menschenhaufe dem Schiffe.

„Noch mehr Gäste?“ rief der Capitain, aufmerksam werdend, und blickte hinunter. „Verrath!“ brüllte er dann mit entsetzlicher Stimme. „Das ist Voisin! Herbei, Ihr Leute, schießt und haut die Schurken zusammen!“

Aber seine trunkenen Leute hörten nicht so schnell. Mit ungeheurer Schnelligkeit erkletterten die Feinde das Schiff und stürzten nach dem Raume, wo die Piraten zechten. Ein schwerer Taumel lag bleiern auf den Letzteren; sie ließen sich fast ohne Widerstand binden. Die Wenigen, die sich widersetzten, wurden niedergehauen. Schäumend stürzte der Capitain dem Orte des Gemetzels zu. Sechs Pistolenmündungen richteten sich ihm entgegen; wie ein scheuer Tiger prallte er zurück und schien sich verloren zu geben. Wilson, in eine Ecke gelehnt, behielt ihn fest im Auge. Plötzlich sah er den Capitain vom Verdecke verschwinden; eine Ahnung durchzuckte ihn, er eilte ihm nach.

An der Thüre der Pulverkammer holte er ihn ein; schon war das eine Schloß geöffnet, und die Lunte in des Capitains Händen ließ keinen Zweifel über sein Vorhaben übrig. Da erschien Wilson und schrie: „Halt!“

Die beiden Feinde, so plötzlich allein bei einander, starrten sich einige Augenblicke stutzend an. Im nächsten Momente blitzte es aus der Pistole des Capitains, und Wilson sank getroffen nieder.

Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, suchte sein Gegner die Thüre der Pulverkammer vollends zu öffnen. Das verhängnißvolle Entsetzen dieser Secunde ließ den verwundeten Wilson nicht zur Besinnungslosigkeit gelangen. Er raffte sich auf und zerrte mit wüthender Anstrengung den Capitain von der Thür hinweg. Doch dieser schleuderte ihn mit Riesenkraft von sich und suchte auf's Neue die schreckliche Thür zu öffnen. Schon knarrte der Riegel; noch einen Augenblick und das Schiff wäre mit Freund und Feind in die Luft geflogen! Wilson, diese gräßliche Katastrophe vor Augen, stürzte noch ein Mal mit verzweifeltem Muthe auf seinen Gegner los und fiel ihn mit dem Säbel in der Faust an. Dieser, außer sich über den abermaligen Widerstand, wendete sich um, zog gleichfalls den Säbel, und Beide eröffneten in dem fast ganz finsteren, nur durch einige Ritzen von oben durchdämmerten Raume, ein wüthendes Säbelgefecht, mit dessen Klirren der Lärm vom Verdecke, das Jauchzen der Sieger, das Fluchen und Brüllen der Ueberrumpelten, das Angstgeschrei der zu unfreiwilligen Zeugen des Gemezzels gemachten Gäste grauenvoll zusammenklang. Schon hatte Wilson vor der überlegenen Kraft

und Geschicklichkeit seines Feindes zurückweichen müssen, schon drängte dieser zum letzten entscheidenden Ausfalle vor, da strauchelte er plötzlich in der Dunkelheit auf dem unebnen Boden und fiel mit Heftigkeit auf den Rücken nieder. Wie ein Blitz warf sich Wilson auf den Gefallenen, kniete ihm auf die Brust und packte mit der linken Hand seine Kehle, während die Rechte den Stahl über ihm schwang.

„Ergieb Dich, Räuber!" drohte er, „oder Du bist auf der Stelle des Todes!"

„Hulaku ist lebend Keines Gefangener!" knirschte dieser und seine rechte Hand tappte nach dem im Sturze ihm entfallenen Säbel.

„Ergieb Dich!" rief Wilson dringender und sein Stahl rückte der Brust des Gegners näher.

Statt der Antwort schleuderte ihm dieser die glimmende Lunte in's Gesicht.

„So stirb, Mörder!" schrie Wilson und stieß den spitzen, krummen Säbel in Hulaku's Brust. Ein kurzes Röcheln, und der Räuber lebte nicht mehr. —

Hier darf das Abenteuer schließen. Denn daß Voisin jubelnd seine Braut wiederfand, daß Seraphine dem, von seiner ungefährlichen Wunde bald genesenen, muthigen Engländer als Gattin in seine Heimath folgte, und daß das erbeutete Schiff des Piraten den Siegern reichen Lohn brachte, liegt schon außer den Grenzen unserer Erzählung, und der Leser möge sich, was ihm an der Handlung zu wünschen übrig bleibt, selbst vervollständigen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meynert, Hermann,

Fata Morgana Erzählungen, Novellen u. Phantasie Stücke

Bd.: 1

Lpzg 1847

P.o.germ. 933 bt-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114767-4